Der steinerne Riese.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Fritz Mauthner

Der neue Ahasver. Roman.
Xanthippe. Roman.
Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung.
Sonntage der Baronin. Novellen.
Der Pegasus. Roman.
Berlin W. Drei Romane.
I. **Quartett.**
II. **Die Fanfare.**
III. **Der Villenhof.**
Kraft. Roman.
Vom armen Franischko. Kleine Abenteuer eines Kesselflickers.
Glück im Spiel. Eine Geschichte aus Monaco.
Dilettantenspiegel. Travestie nach Horaz.
Aturenbriefe. Satiren.

Der steinerne Riese..

Eine fast wahre Geschichte

von

Fritz Mauthner

[1897]

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden

Erstes Kapitel.

Ja wohl, in Italien lag die kleine Residenzstadt. Und es war eine von den Städten, von denen man die österreichischen Gebiete mit der neuen Eisenbahn bald erreichen konnte, nach dem Gebiet des Hauses Savoyen gelangte man schon nach einer vierstündigen Wagenfahrt. In dieser Stadt spielte sich unsere kleine Geschichte ab. Es ist beinahe garnichts an ihr erfunden. Niemand wird es wagen zu behaupten, sie habe sich anderswo zugetragen und zu einer anderen Zeit als im Beginn des Jahres 1859.

Auf der Piazzetta stand das hübsche kleine Häuschen der verwittweten Obristin Z... Es hatte seine Stelle gerade da, wo die Obristin allein leben und sterben wollte; aber die Lage war auch sonst sehr nett. Gegenüber erhob sich der zierliche Palazzino, das bekannte Palais des Prinzen Carlo Fernando. Und in der Mitte des Platzes, der des Samstags einen Markt und sonst täglich um die Mittagszeit die Promenade vorstellte, war ein Wahrzeichen der Stadt zu sehen, der steinerne Riese, eine alte unförmliche Sandsteinfigur auf hohem Granitpostament. Aus dem Mittelalter stammte dieser Ritter gewiß. Die Gelehrten aber stritten darüber, ob es ein Roland war, wie ihn die deutschen Städte häufig aufzuweisen hatten, oder die Bildsäule eines Kreuzritters. Die

Marktweiber, welche seit Marktweibergedenken das Ding den „steinernen Riesen" nannten, schwuren darauf, daß es ein wundertätiges Bild sei. Nur ein maledetto tedesco, ein Oesterreicher, konnte daran zweifeln. In diesen aufgeregten Zeiten hoffte man viel vom steinernen Riesen: der heilige Vater wird König von Italien werden und das Oel wird gut geraten.

Die Obristin war weder ein Gelehrter noch ein Marktweib; für sie gehörte der steinerne Riese zur Aussicht und zur Weltordnung, wie sie beide von ihrer Stube aus wahrnahm. Es waren Narren Alle, die an eine Veränderung der Verhältnisse glaubten.

Heute stand sie schon lange mit ihrem Sohn Luigi und mit ihrer Nichte Mathilde am Fenster. Sie wartete auf den Hofwagen, welcher

1*

Mathilde über die ganze Breite der Piazzetta hinweg zur Prinzessin Carlo Fernando bringen sollte. Mathilde war erst achtzehn Jahre alt und mußte es als einen besonderen Glücksfall ansehen, daß die wählerische Prinzessin gerade sie zu ihrem Hoffräulein ausersehen hatte. Mathilde brauchte nicht für eine Schönheit zu gelten; das Blond ihrer gescheitelten Haare war nicht eben goldig, sondern spiegelte stark in's Rote, und ihr Mund zeigte beim lebhaften Sprechen nicht eben kleine Zähne. Trotzdem war sie es gewöhnt die Herren zu bezaubern, wenn sie plauderte. Zu Beginn des Winters hatte sich sogar Graf L. . . ., Luigi's liebster Regimentskamerad, der reichste Kavalier der Residenz übrigens, in sie verliebt und auf einem Balle schneidig um ihre Hand geworben. Sie hatte ihm

einen Korb gegeben und die treue Neigung für den Cousin eingestanden. Graf L. . . ., der — wenn die Leute recht hatten — mehr an politische Dinge als an die Liebe dachte, hatte traurig gelacht und gesagt: „Der Glückspilz! Wissen Sie? Sie sind wie ich das junge Italien möchte: frei und gehorsam, frei und gehorsam wie ein echtes Weib.“

Luigi war mit seinen vierundzwanzig Jahren ein so schmucker Oberlieutenant und Kürassier, wie ihn nur das Herz eines unbegüterten adligen Fräuleins träumen mochte; so ruhig er dastand, man sah es ihm an, er mußte ein vorzüglicher Reiter und Tänzer sein. Doch ein kluges Lächeln, das sich unter dem dünnen schwarzen Schnurrbart noch nicht verbergen konnte, und mitunter ein keckes Aufblitzen der dunklen

Augen verrieten, daß er noch etwas mehr war als ein guter Reiter und Tänzer.

Frau von Z... stand unbewegt am Fensterkreuz. Sie paßte vortrefflich in die altmodisch elegante, stark parfümirte und mit allerlei Damentand überladene Stube hinein. Die mittelgroße rundliche Frau mochte die vierzig schon um einige Jahre überschritten haben, hatte aber noch immer die Farben eines jungen Mädchens, und ihr dunkles Haar zeigte noch keinen grauen Faden; auch ihre Bewegungen waren noch jugendlich, und ihr Sohn war in seinen dunkelblauen Waffenrock nicht strammer eingepreßt, als sie in ihr pralles lilafarbenes Seidenkleid. Vor 25 Jahren war der Braut des damaligen Lieutenants von Z... aus allerhöchstem Munde versichert worden, daß sie unter allen Damen

des Hofballes die wespenhafteste Taille besitze: seitdem schnürte sie sich wohl ein wenig zu fest.

Die drei Menschen hatten bisher stumm auf den Palazzino, den steinernen Riesen oder in den klaren Himmel hinausgeblickt. Durch das offene Fenster strömte die milde Luft des Oktobertages hinein und schien Mathilde zu weit wandernden Träumen anzuregen. Da schlug es bald nach einander auf dem Kirchthurm und auf einer kleinen Standuhr des Boudoirs vier Uhr. Die Obristin blickte nach dem Kaminsims, als wollte sie sich überzeugen, daß die Pendule, ein Geschenk der hochseligen Prinzessin Maria Anna, sauber glänze. Dann sagte sie:

„Der Wagen wird gleich hier sein. Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich denke, Gott und der Padre Anselmo werden mich recht be-

raten haben, und es wird zum Guten für uns alle ausschlagen. Ich bin gleich wieder da!" Kaum hatte die Frau die Thür des Boudoirs hinter sich geschlossen, als die beiden jungen Leute einander mit dem gleichen glücklichen Lächeln anblickten. Ohne sich von der Stelle zu rühren, reichten sie einander die rechte Hand und öffneten gleichzeitig die Lippen. Luigi sprach zuerst:

„Du bestehst also darauf, daß auch Mama nichts erfahren soll? Und ich möchte es am liebsten durch den Polizeisoldaten austrommeln lassen, daß Du meine Braut bist, Tilde."

„Nein! Niemand kann ja verstehen, was wir einander sind. Siehst Du, Luigi, wenn ein großer Dichter ein Drama geschrieben hat, und Niemand außer ihm hat es gelesen oder

gesehen, er aber ist zufrieden mit seinem Werk, dann muß ihm so zu Mute sein, wie mir bei dem Gedanken: Du bist mein und ich weiß es allein! Wenn ich so ein Dichter wäre, ich möchte den Vorhang nicht aufgehen lassen, niemals!"

Luigi's Schnurrbärtchen zitterte ein wenig, als er erwiderte: „Und ich kann Dir vertrauen?"

„Wie auf Deine Ehre!"

Da beugte sich Luigi zuerst auf ihre Hand und küßte jeden Finger, auch den mit dem Goldreif. Allerlei Lug und Trug hatte Mathilde der Frau Obristin vormachen müssen, um den Ring, Lugi's Brautgabe, seit einem Jahr offen tragen zu können. Dann schnellte der Lieutenant plötzlich empor, unfähig sich länger zu bemeistern, schloß das Mädchen in seine Arme

und drückte seine Lippen zuerst auf ihr Haar und die Stirn und endlich innig auf den Mund. Ein leises Lüftchen erinnerte sie plötzlich daran, daß sie am offenen Fenster standen. Beide blickten erschreckt auf, Luigi lachte und Mathilde errötete, als von der Piazzetta herauf nur ein alter Dachshund, dem die Sonne in's Gesicht schien, ihnen zublinzelte.

„Versprich mir, Luigi, vor der Hochzeit nicht wieder! Nicht wieder so küssen. Es verwirrt mich. Ich habe dich zu lieb."

„Zu lieb?"

„Nein, gerade recht!"

„Und bei der Prinzessin? Ich werde Dich kaum mehr sehen."

„Doch, du weißt ja, der Prinz verkehrt mit ihr nur durch Briefe oder Boten. Wenn

du klug bist, wirst du allein der Bote sein. Still, Mama!"

„Und wie lieb hast du mich?"

„So viel," flüsterte Mathilde und hielt Daumen und Zeigefinger der rechten Hand vor seinem Gesicht nahe aneinander, „so groß ist mein Auge, und so viel habe ich dich lieb."

Noch einmal berührten sich rasch ihre Fingerspitzen, dann trat Frau von Z... herein. Sie hielt feierlich in der Hand ein Holzrähmchen mit dem Daguerrotyp eines Offiziers. Förmlich forderte sie die Nichte auf, auf dem gelbseidenen Sopha Platz zu nehmen, setzte sich ruhig ihr gegenüber und sagte nach einigen vorbereitenden Worten:

„Ja, liebes Kind, so hat es Gott mir eingegeben durch den Padre Anselmo. Das Oel-

bild hier an der Wand würde im Palais des Prinzen Carlo Fernando wie ein lauter Vorwurf klingen. Auch könnte ich mich von dem schönen und kostbaren Bild meines seligen Gatten nicht trennen. Doch auch dieses Bildchen wird erinnern. Du mußt nicht glauben, daß der Prinz wirklich eine Schuld auf sich geladen hat, was auch die österreichischen Generale sagen mögen. Stelle das kleine Daguerrotyp ruhig in deinem neuen Heim auf ein Tischchen, und es wird dir Glück bringen. Die Prinzessin wird keine Demonstration darin finden und wird es dennoch nicht übersehen können. Ihr wißt, liebe Kinder, wie sichtbarlich der Heldentot meines armen Mannes sich zum Glück für uns Alle gewendet hat."

Luigi hatte Mühe, seine Ungeduld zu ver-

bergen. Er wußte, daß seine Mutter bei dieser Geschichte jedesmal Rührung verlangte und stellte sich mit dem Rücken gegen das helle Fenster. Die Obristin hatte sich nicht unterbrochen.

„Am Morgen jenes furchtbaren Tages — es sind nun bald elf Jahre her seit der schrecklichen Kriegs- und Revolutionszeit — damals war mein Gatte ein Major mit vielen Vordermännern. Wenige Stunden später wollte es die Schickung, daß die Abteilung des Prinzen Carlo Fernando in ihrer ungestümen Tapferkeit und in seinem Gottvertrauen weiter und in anderer Richtung vorging, als das Oberkommando wünschte. Es scheint, die ganze Truppe geriet in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Da wurde das Regiment meines Mannes geopfert. Du, mein lieber Luigi, kennst genauer

alle schönen Momente dieser Stunde. Dein Vater führte das Regiment „mit unvergleichlicher Bravour", so heißt es im offiziellen Bericht. Dein Vater erhielt drei Kugeln, aber als er in der folgenden Nacht starb, war er Oberst. Ihr wißt, wie sein Souverain sein Andenken ehrte, und ihr kennt hoffentlich jedes Wort des Briefes, den Prinz Carlo Fernando mir damals schrieb."

Luigi war inzwischen hinter den Fauteuil seine Mutter getreten, um Mathilde unbefangener betrachten zu können. Er drehte an seinem Bärtchen und sagte: „Gewiß, liebste Mama. Ich fürchte nur, ich werde zu häufig an all das erinnert. Nicht böse sein, Mamachen, ich meine ja dich nicht. Aber der gegenwärtige Oberst des Regiments, mein höchst ehrenwerther und

höchst haudegenmäßiger colonnello erwähnt den Ehrentag des Regiments bei jeder, aber auch bei jeder Gelegenheit, und dabei blickt er mich immer so herausfordernd an, als hätte ich auf der Stelle den erblichen Heldentod zu sterben. Na ja! Ich kann doch nicht dafür, daß ich damals erst dreizehn Jahre alt war, und daß seitdem kein Krieg ausgebrochen ist. Noch dazu bin ich beim Manöver Regiments-Adjutant! Da muß ich immer wie toll reiten, um diesen Oberst zufrieden zu stellen. Ich thue das ja so weit nicht ungern, aber so oft ich mit geraden Gliedern von meinem Adjutantenritt zurückkomme, hat er denselben strengen Blick für mich. Er scheint meine Existenz zu mißbilligen. Das ist doch am Ende unangenehm, wenn einer im-

mer auf meinen Heldentod wartet und ich vorläufig so gerne leben möchte."

Luigi warf seiner Braut einen glücklichen Blick zu, den sie nicht zu erwidern wagte.

„Ich versichere dich, Mathilde, wenn mein colonnello nicht trotz seines bürgerlichen Namens die leibhaftige Soldatenehre wäre, ich müßte mitunter irgend eine böse Todfeindschaft vermuten."

Frau von Z... nahm den feierlichen Ton wieder auf.

„Der Heldentod deines Vaters ist für uns Alle, ich möchte sagen ein erhebender Trauerfall gewesen. Ich will von mir nicht sprechen. Du aber, lieber Luigi, verdankst deine Karriere doch nur dem Interesse, welches Prinz Carlo Fernando dem Manne widmete, welchen Verleum-

der und Demokraten sein Opfer, seinen Retter in der Not zu nennen pflegten. Und auch du, liebe Mathilde, wärest der Prinzessin ohne deinen Familiennamen kaum so nahe getreten. Man wird hoffentlich, und so Gott will, das Bild auf deinem Zimmer nicht indiskret finden. Die Prinzessin ist zu gütig, um nicht ab und zu in deine Appartements zu kommen. Sie wird dort das Bildchen sehen und nach deinem Oheim fragen. Sie wird —. Noch eins. Du wirst den Gerüchten nicht glauben, welche sich so plebejisch mit der Ehe des prinzlichen Paares beschäftigen; es ist eine Thorheit, die Prinzessin eine unglückliche Frau zu nennen. Es ist unter allen Umständen das höchste Erdenglück, Prinzessin zu sein. Und es ist eine Gnade Gottes, die nur durch die Geburt verliehen wird.

In diesen Regionen giebt es keine so romanhaften, wie sag ich doch gleich, Sentiments. Die Prinzessin ist viel beneidet worden. Freilich sie ist hier nicht zu Hause. Der Prinz war vor fünfundzwanzig Jahren der schönste junge Mann des Hofes. Auf einem bal champêtre . . . Da kommt der Wagen. Du mußt bereit sein, wenn der Lakai klingelt."

Zweites Kapitel.

Schon nach vierzehn Tagen fing das Leben der heimlich Verlobten an sich ganz nach ihrem Wunsch zu gestalten. Der Prinz und die Prinzessin standen einander schroffer als je gegenüber, und es bedurfte einer mündlichen Vermittelung, wenn auch nur ein Beileidstelegramm nach Wien oder Neapel abzuschicken war; und es war ein Glück, daß der Adjutant des Prinzen und das neue Hoffräulein sich in ihr Nebenamt so gut zu schicken schienen. Luigi hatte schon früher in einzelnen kritischen Fällen den

2*

Botendienst so geschickt besorgt, daß es ihm in der kleinen Hofgesellschaft den Spitznamen eines Postillon de haine eintrug. Er war um seine unaufdringliche Menschenkenntniß und seine zuverlässige Verschwiegenheit ebenso geschätzt wie um der guten Form willen, in die er seine Bestellungen hier und dort zu kleiden wußte. Mathilde aber war eine Entdeckung, ein Geschöpf der Prinzessin. Deren bisherige Vertrauensdame, die alte Gräfin, hatte freilich andere Vorzüge besessen; sie verstand in dem argen Palaiskriege die kleinen Bosheiten ihrer Gebieterin geistreich zu redigiren und sie so wie Pfeile gegen den Prinzen abzuschnellen. Der Adjutant hatte gewöhnlich solche Epigramme für sich behalten und dem Prinzen nur das geschäftliche Resultat mitgeteilt, es war nicht seine Schuld,

wenn die bonmots dennoch bei Hofe und über die Gesellschaft hinaus sogar in der Stadt erzählt wurden. Aber wie das bei geistreichen Leuten in ungenügender Stellung der Fall zu sein pflegt, schonte die spottlustige alte Gräfin auch ihr eigenes Nest nicht, und die Prinzessin hatte schon lange die unbestimmte Ahnung, daß auch diejenigen Anekdoten von ihrer Vertrauten stammten, die von der Gegenpartei auszugehen schienen.

Zur Strafe für solche Tücke war ein junges Hoffräulein gesucht worden, und die Prinzessin war nun ganz glücklich, als sie eine so liebliche, junge Diplomatin gefunden hatte, welche nach der begreiflichen Zurückhaltung der ersten Tage ihr schwieriges Amt ebenso pünktlich und dabei viel ehrlicher versah als ihre Vorgängerin. Die

Prinzessin vernahm allerdings keine feingeschliffenen Bosheiten mehr, die sie für die Erzeugnisse ihres eigenen Witzes halten sollte, dafür wurde sie auch nicht mehr durch scharfe Antworten gekränkt, welche angeblich immer von dem jungen Adjutanten des Prinzen herrührten.

Fräulein Mathilde von Z... hatte in ihrem jungen Köpfchen offenbar den Plan gefaßt, die hohen Ehegatten ernstlich mit einander zu versöhnen. Das sah die Prinzessin ganz deutlich, und im Stillen lächelte sie darüber. Was wußte das unschuldige Gemüt von dem unausgesprochenen Herzeleid einer Frau, welche sich der Verwandtschaft mit einer der ältesten Dynastien Europa's rühmen durfte, welche von jedem Bewohner der Residenz ehrfurchtsvoll gegrüßt wurde, und welche dennoch in ihrem Palais und

auf ihrer Villa, in ihrem Schlafgemach wie in ihrem prächtigen Wagen ein vernichtetes Leben beklagte? Sie wurde als Frau vernachlässigt. Jenun, — aber sie war eine Prinzessin ohne Einfluß. Diesen bittersten Schmerz konnte ein Hoffräulein nicht heilen. Immerhin that ihr der sichtliche Eifer des Hoffräuleins wohl, und wenn der Erfolg auch kein besserer sein konnte, als daß etwa der Prinz ihr wenigstens öffentlich mit mehr Rücksicht begegnete, so wäre das schon für ihre Nerven ein wahres Glück gewesen. Doch die Prinzessin wollte gar nicht so genau rechnen. Die Prinzessin war, so glaubte sie selbst ganz aufrichtig, eine schwärmerische Natur, ohne Standesvorurteile, voll Menschenliebe. Auch ohne Aussicht auf einen Vorteil blieb die Hingebung der guten Mathilde eine sehr erfreu=

liche Erscheinung. Wie erschöpfte sich das arme Ding in Gründen, um der Prinzessin jeden Vorschlag des prinzlichen Adjutanten annehmbar zu machen. Es handelte sich in den heikelsten Fällen immer um formelle Schwierigkeiten, welche vor jedem unabwendbaren Begegnen der Ehegatten auszugleichen waren. Mit der alten Gräfin waren die Verhandlungen oft so bitter geführt worden, daß jedes gemeinsame Erscheinen in der Oeffentlichkeit die Kluft zwischen dem Prinzen und der Prinzessin nur vergrößerte.

Jetzt, wenige Monate nach Beginn der Friedensarbeit Mathildens, hatte der Prinz bei Gelegenheit einer Galaoper seiner Gemahlin vor versammeltem Hof eine anerkennende Bemerkung über ihre Wagenpferde zugerufen. Das war freilich nicht alles, worauf die Prinzessin durch

ihre Verwandtschaft Anspruch erheben konnte, es war aber doch etwas. Und Fräulein Mathilde, die um solcher Dinge willen manche Stunde lang mit dem Adjutanten verhandeln mußte, verdiente schon zur Aufmunterung Dank und Anerkennung.

Am Hofe selbst, im Schlosse des regierenden Herzogs, spöttelte man noch über das Heirats-wiederherstellungs-Bureau in den Appartements des hübschen Hoffräuleins, als gegen Ende Januar ein Ereigniß eintrat, welches Hof und Stadt für einige Tage mehr beschäftigen sollte, als alle politischen Nachrichten aus Paris, Wien oder Turin.

Es war auf dem ersten Hofball dieses Winters. Das herzogliche Paar war durch ein ernstliches Unwohlsein des Erbprinzen am Erscheinen

verhindert, und andere Mitglieder des regierenden Hauses mußten wegen des einen oder des anderen Zufalls darauf verzichten, heute die Stellvertretung zu übernehmen. So kam es, daß Prinz Carlo Fernando und seine Gemahlin nach vielen Jahren zum ersten Male gemeinsam eine offizielle Rolle zu spielen hatten: sie sollten gemeinsam repräsentiren. Man erzählte sich, der Herzog habe seinem Vetter ernstliche Vorhaltungen gemacht, das Zerwürfniß mit seiner Gattin in keiner Weise merklich werden zu lassen. Die beiden letzten Tage vor dem Fest mußte denn der gute Adjutant immer wieder durch die langen Korridore zu dem armen Hoffräulein laufen und mit ihr beraten. Gewiß eine schwere Aufgabe. Aber sie schien zu glücken, denn der Bote verließ den Feind jedes Mal mit einem

ganz vergnügten Gesicht. Wirklich hieß es schon am Morgen des Festtags, daß der Prinz am Arme seiner Gemahlin erscheinen, dann zwar von ihr getrennt Cercle halten würde, aber nach Mitternacht an ihrer Seite das Souper einnehmen wollte. Wenn die Gatten es erst über sich brachten, Arm in Arm zu legen, dann war auch jedes weitere Wunder möglich. Und die fremdländischen Gesandten berichteten nach Paris und Wien, nach Rom, Neapel und Turin, daß die Aussöhnung im Palazzino des Prinzen Carlo Fernando unmittelbar bevorstehe.

Auch in der Stadt waren alle hoffähigen Kreise in Aufregung; nie vorher war das Erscheinen des Hofes mit solcher Neugier erwartet worden. Man wußte, der leichtlebige Prinz werde sich tadellos in die Lage finden. Aber

wie wird die Prinzessin dreinblicken, welche sonst ihr trauriges Schicksal so absichtlich und so deutlich von ihren Augen lesen ließ?

Jede boshafte Erwartung wurde getäuscht. Prinzessin Carlo Fernando repräsentirte vorzüglich, wenn sie wollte; auch war sie heute von den Pflichten des Abends zu sehr in Anspruch genommen und über die Wichtigkeit dieser Aufgabe zu sehr erfreut, um die Duldermiene und die Haltung der unglücklichen Frau bewahren oder wiedergewinnen zu können.

Während sie nun an dem einen Ende des großen Schloßsaals Cercle hielt, an ihre alten Getreuen freundliche Worte richtete und einige junge Offiziere wie die Gattinnen hervorragender Kaufleute zur Vorstellung befahl, ereignete sich das Unvermutete, daß der Adjutant des

Prinzen in strammer militärischer Haltung vor sie selbst hintrat, um ihr ein Telegramm zu überreichen, das der Prinz eben erhalten hatte. Irgendwo in einer fernen Residenz war ein Prinz geboren worden. Die Wangen der Prinzessin röteten sich leise. Es that ihr wohl, daß sie vor den Augen der versammelten Gesellschaft eine solche Aufmerksamkeit erfuhr. Sie hatte den Vermittler des Prinzen bisher noch niemals gesprochen, ihn eigentlich auch noch nie gesehen. Jetzt erriet sie, wen sie vor sich hatte, und der junge Offizier machte ihr mit seinem kecken, offenen Gesicht einen guten Eindruck. So sagte sie zu ihm, obwohl sie nur höflich sein wollte, mit fast zu großer Freundlichkeit: „Ich danke Ihnen. Sie sind der Ueberbringer einer frohen Nachricht. Nicht wahr, von Z. . . .?"

„Zu Befehl, Hoheit. Lieutnant von Z..., Adjutant seiner Hoheit des Prinzen Carlo Fernando."

„Ich habe mir Ihren Namen gemerkt. Sie sollen ein geistreicher Spötter sein."

„Hoheit, man hat mir geschmeichelt, um mich zu verleumden."

Die Umstehenden hatten einen so weiten Kreis gebildet und die Unterhaltung wurde so leise geführt, daß Niemand ein Wort verstehen konnte. So hatte Luigi in vollkommen dienstlicher Haltung es wagen dürfen in die Worte „um mich zu verleumden" einen herzlicheren Ton hineinzulegen, als bei Hofe gestattet war. Die Prinzessin glaubte aus dem Klange seiner Stimme die feierliche Versicherung herauszuhören, daß ihn für keine der Anekdoten die

Schuld träfe. So überzeugend war dieser Klang, daß die Prinzessin vertrauensvoll weiter fragte: „Sie sind also nicht so geistreich, wie man mir versichert hat?"

„Selbst wenn ich es wäre, Hoheit — und ich bin es wahrhaftig nicht — so wäre ich verstummt vor Hoheit."

Die Prinzessin trat noch einen kleinen Schritt vor.

„Sie vernahmen den Witz: Rom sei nur deshalb die schönste Stadt der Welt, weil seine Heiligkeit allein Ehen lösen könnte."

„Ich vernahm es, Hoheit."

„Meine liebe, alte Gräfin will es zuerst aus Ihrem Munde vernommen haben. Und damals, als von der Romfahrt des Prinzen die Rede war."

„Das Wort fiel wirklich damals zuerst, aus dem Munde der Gräfin."

Wieder versuchte Luigi seine ganze Seele und seine ganze Ehre in diese Worte zu legen. Abermals hatte er Erfolg. Die Prinzessin erwiderte: „Es steht Behauptung gegen Behauptung. Aber Ihnen glaube ich. Man hat in Turin immer gegen mich intriguirt. Ich fürchte die Gräfin steht in Beziehungen zu Turin. Sie wissen, man besoldet von dort aus so viele Agenten."

Dann fuhr sie mit lauter Stimme fort: „Sie sind ein guter Bote gewesen, Herr Lieutenant. Ueberbringer guter Nachrichten pflegte man schon in alten Zeiten zu belohnen. Wir wollen ehrwürdige Gebräuche nicht in Vergessenheit geraten lassen. Sie sind jung, und ich

sehe hier meine liebe Mathilde, die vielleicht auch lieber tanzen möchte, als unserem Cercle zuzusehen. Sie dürfen Ihre Cousine um einen Tanz bitten, Herr Lieutenant."

Die Prinzessin hatte die Aufmerksamkeit ihres Gatten mit einer Auszeichnung für den Boten beantworten wollen, und sie hatte gehofft, daß der Walzer des Adjutanten und des Hoffräuleins Beachtung finden würde. Aber sie blickte überrascht, als sie jetzt die glücklichen Gesichter der beiden jungen Leute erblickte. Ei, so anmutig wurde sie hintergangen. Darum also förderten die jungen Leute so eifrig den Frieden des prinzlichen Paares! Eine Liebesgeschichte! Immerhin! Die Prinzessin lächelte mitleidig, aber doch nicht ohne sentimentalen Anteil. Sie war mit ihren freudlosen vierzig

Jahren gern damit beschäftigt, an fremden Schicksalen zu arbeiten. Was sie in solchen Fällen für das Glück ihrer Auserwählten hielt, mußte dann allerdings schnell und deutlich, für alle Augen sichtlich, eintreten, sonst betrachtete sie die Sache gerne als eine persönliche Kränkung. An jedem Mißlingen ihrer menschenfreundlichen Absichten trug immer der Prinz die Schuld, der sie bei Hofe um jeden Einfluß brachte, und der weder in der hohen Politik noch in den Angelegenheiten des letzten Gartengehilfen sie so walten ließ, wie es ihrer Geburt geziemte; und ihr Gatte war das unfreiwillige Werkzeug ihres und seines Feindes, des Hauses Savoyen in Turin. Ein Prinz das Werkzeug dieser Parvenus! Als sie nun den Lieutenant ganz lieutenantsmäßig erröten sah und beobachtete, wie

Mathilde nach einem tadellos höfischen Knix, doch wie vom Glücke getragen, im Arme ihres Vetters fortschwebte, da hatte sie rasch einen ihrer Beglückungspläne geschmiedet. Und diesmal sollte der Prinz ihre Wünsche fördern müssen. Die beiden guten Geschöpfe, welche an der unheilbaren Ehe der Prinzessin so eifrig herumflickten, sollten wenigstens selbst Gelegenheit haben, ein Beispiel von idealem Eheglück zu geben. Das war ja leicht zu erreichen. Das bischen Armut, das im Wege stand! Wofür war man denn Prinzessin? Für die Ausstattung des Hoffräuleins sorgte der Platz in der reichsten Fräuleinstiftung des Landes, der eben frei geworden war; und der Lieutenant mußte rasch Karriere machen. Er war ja ohnehin beim Prinzen gut angeschrieben. Es wird schon gehen.

3*

Die Z . . .'s sind durchaus verarmter Adel, aber viel fähige Menschen unter ihnen. Die durfte man protegiren. Man hatte von den Z . . .'s niemals Unbequemlichkeiten.

Während der Prinzessin solche Gedanken durch den Kopf gingen und sie dabei fortfuhr, Cercle zu halten und für jeden ein freundliches Wort zu haben, ohne daß eine grobe Verwechslung vorfiel, tanzten Luigi und Mathilde durch den Saal, als ob sie auf einer Wiese zwischen hohen Bäumen eines Frühlingsabends allein gewesen wären. Die Hofleute blickten erstaunt auf die symbolische Wiedervereinigung der feindlichen Lager und auch die arglosesten Zuschauer achteten auf das hübsche Paar. Luigi sah in seiner Gala aus, als ob das Muster der Uniform gerade für seinen Wuchs gewählt worden

wäre, und Mathilde trug das aufgearbeitete weiße Atlaskleid, das erste Geschenk der Prinzessin, so jungfräulich, daß der tiefe Ausschnitt wie eine unschuldige, kindliche Tracht erschien. Sie sprachen beim Tanzen kein Wort, aber sie blickten einander unausgesetzt mit stiller Seligkeit in die Augen.

Zweimal schon hatten sie nach dem langsamen Tempo des Streichquartetts den Saal durchmessen, und eben fiel es dem Hoffräulein ein, daß Zeit und Ort nicht gut gewählt war, sich so selbstvergessen dem Tanzvergnügen hinzugeben. Plötzlich wurde das Paar angehalten. Prinz Carlo Fernando hatte sich breit in den Weg gestellt.

„Donnerwetter, lieber Z…, glauben Sie denn ein Monopol auf unsere schönste Tänzerin zu haben?“

Luigi blieb wie auf Kommando stehen und sprach einige erklärende Worte.

„Ah, Ihre berühmte Cousine! Meine schöne Feindin also! Mein Fräulein, Sie müssen mir zur Strafe eine kleine Extratour gewähren. Sie gestatten doch, lieber Z...?"

Luigi verbeugte sich, während der Prinz mit Mathilde schon fortwalzte.

So oft in der Residenz vom Prinzen Carlo Fernando die Rede war, rühmte man seiner Hoheit ritterliche Gestalt. In Wirklichkeit war er selbst für seine sechs Fuß Länge etwas zu stark und sein Gesicht sah ein wenig aufgedunsen aus. Der große, rötliche Schnurrbart sollte ihm etwas Martialisches geben, aber die kleinen weinseligen Aeuglein widersprachen dem Eindruck. So galt der Prinz, trotz seiner fünfzig Jahre,

bei den kleinen Leuten, die ihn kaum auf der Straße oder auf Bildern gesehen hatten, für einen schönen Mann, während in der hohen Gesellschaft lustige Karrikaturen seiner Erscheinung umliefen. Nur die ältere Generation wußte noch von seinen glorreichen Jünglingstagen zu erzählen. Er war einst ein ebenso leidenschaftlicher als schlechter Tänzer gewesen. Jetzt kam er bald außer Atem, wenn er ein Tänzchen wagte. Auch heute keuchte er bereits, als er nach einer wenig taktmäßigen Hetzjagd, um den halben Saal herum, mit dem hübschen Hoffräulein zu dem Platze zurückkehrte, wo Luigi stehen gebliebeu war.

Dieser hatte unbefangen zugesehen, trotzdem Graf L . . . sich ihm zugesellte und den Prinzen mit bösen Augen betrachtete. Was that's

ihm und Tildina, daß der Prinz Carlo Fernando einen schlechten Ruf hatte? Was that's ihm und Tildina, daß dieser kleine Hof auf einem Vulkane tanzte? Das Leben war heute so schön.

L . . . bat Mathilde jetzt ebenfalls um eine Tour. Während er leicht und schnell davonwalzte, sagte er ruhig: „Schade! So lange Luigi Ihrer sicher ist, ist er für die Sache Italiens verloren . . . Sie tanzen himmlich, Madonna!"

Der Tanz des Prinzen mit der jüngsten Dame seiner Gemahlin hatte übrigens Sensation gemacht. Mathilde war unter all den fragenden und erstaunten Blicken rot geworden. Der Prinz hatte sich während der anstrengenden Bewegung um nichts gekümmert; nicht einmal sprechen hatte er mit dem Mädchen können, nur sie fest umschlingen und sie zuversichtlich an-

lächeln. Nun als er schwer atmend und immer noch lächelnd allein stand und alle Gesichter in feierlicher Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah, als ob er ein großes Opfer gebracht hätte, da erst fiel ihm ein, was geschehen war. Man wird seine Laune für eine beabsichtigte Demonstration halten und anfangen, ihn mit ernsthaften Aussöhnungsversuchen zu plagen. Selbst die Herzogin wird sich stellen, als glaube sie aufrichtig, Prinz Carlo Fernando habe in dem hübschen, blutjungen Ding seine hohe Gemahlin auszeichnen wollen. Auf Jagd gegangen war er niemals in den Zimmern seiner Frau; ihre Damen waren für ihn kein jagdbares Wild. Es konnte also nicht Galanterie gegen das Hoffräulein sein.

Auch recht! Mochte der Hof und das Volk

sagen, was Jedem Vergnügen machte, wenn der Prinz nur thatsächlich seine Freiheit behielt und die Prinzessin in der Wahl ihrer Umgebung so geschmackvoll blieb. Wenigstens *eine* gute Eigenschaft an ihr.

Drittes Kapitel.

Es war seltsam, Prinz Carlo Fernando und seine Gemahlin, der Herzog selbst und seine nächsten Räte, alle wußten ganz genau, daß die berühmte Versöhnung nur ein Hofgeschwätz war. Man glaubte nicht, daß die Bemühungen die Hoffräuleins die Erinnerungen an zwanzig Jahre einer unglücklichen Ehe hätte fortwischen können. Dennoch erörterten die Hoffnung auf eine glückliche Lösung am Ende auch die Nächstbeteiligten. Als der regierende Herr erfuhr, Prinzessin Carlo Fernando wünschte für Mathilde den erledigten

Platz der reichen Stiftung, da erhielt der Hofmarschall und Hausminister einen deutlichen Wink, alle Absichten der Prinzessin eifrig zu fördern. So verschwand in ihrer Vorstellung plötzlich der kleine Bann, unter welchem sie so viele Jahre unschuldig zu leben geglaubt hatte. Die Prinzessin fühlte mit ihren empfindlichen Organen eine lebhafte Bewegung um ihre Person, und ohne viel zu fragen, ob ihre friedliche Stimmung gegen den Prinzen Ursache oder Folge der veränderten Lage war, gab sie sich fast glücklich dem Bewußtsein hin, wieder ein vollwichtiges Glied in der höchsten europäischen Gesellschaft zu sein. Es war ihr freilich an ihrer vergoldeten Wiege nicht vorgesungen worden, sie werde ihr Leben in dem kleinen italienischen Neste vertrauern. Politische Verhält-

nisse hatten das Nest so klein werden lassen. War man aber einmal da, so wollte man doch da wenigstens an seinem richtigen Platze stehen.

Nur der Prinz beurteilte die Situation mit der gewohnten Ironie. Er änderte seine Lebensweise durchaus nicht. Für seine Gemahlin hatte er immer noch keine Stunde übrig, und das anstößige Tafeln mit seinen beiden alten Kneipkumpanen, dem Kapitano und dem Stabsarzt, opferte er erst recht nicht. In Gesellschaft dieser Herren spottete er über die Leichtgläubigkeit des Hofes, ließ sich nach wie vor die neuesten Bosheiten der alten Gräfin berichten und schreckte auch jetzt vor einem kräftigen Wachtstubenhumor nicht zurück, wenn der Kapitano oder der Stabsarzt mit geheuchelter Rührung von dem Ende ihres idealen Rauchzimmerlebens

sprachen. Aber in allen Formenfragen war der Prinz jetzt gegen seine Gemahlin höflich und selbst entgegenkommend.

Sein charmantes Benehmen gegen die Prinzessin war so auffallend, daß seine nächste Umgebung an der Aufrichtigkeit seiner Spöttereien zu zweifeln begann. Der alte Kapitano wenigstens behauptete, der Prinz arbeite trotz alledem an einer radikalen Aussöhnung. Die Junggesellen würden eines schönen Tages aus dem Palazzino hinausgejagt werden. Der Stabsarzt, der mit den Gewohnheiten des Prinzen durch sein abenteuerliches Vorleben, durch seinen lästerlichen Cynismus und durch seine Schamlosigkeit noch mehr verwachsen war als selbst der skrupellose Kapitano, lächelte dazu so spöttisch, als ob er den Prinzen besser gekannt

hätte, und fragte nur mit drolliger Bescheidenheit den Adjutanten um seine Meinung. Luigi, der zu den Herren des Rauchzimmers gehörte, ohne aber dort wie die beiden alten Intimen behandelt zu werden, Luigi, der gerade in der Aussöhnungsgeschichte der eigentliche Vertraute sein mußte, schwieg beharrlich, wie es seine Pflicht war. Das Schweigen aber wurde dem jungen Diplomaten leicht, weil er eigentlich seit dem letzten Hofball nichts mehr von Wichtigkeit erlebt oder erfahren hatte. Der Prinz sandte ihn jetzt nur noch selten zu dem hübschen Hoffräulein und sagte ihm auch nichts davon, daß er selbst in dringenden Fällen schon dreimal als sein eigener Bote Fräulein von Z... aufgesucht hatte.

Von diesen Schritten erfuhr Luigi erst am

Schlusse einer Unterredung, welche er gegen Ende Februar mit der Prinzessin zu führen gezwungen war. Als Luigi sich auf Befehl seines Prinzen bei der Prinzessin melden ließ, mußte er glauben, er habe wieder einmal eine bloße Etiquettenfrage zu schlichten. So oberflächlich hatte ihm der Prinz von der vorliegenden Frage erzählt. Das Neue bestand nun darin, daß der Adjutant direkt zu der Prinzessin ging, und in deren Auftrage eine Reise unternehmen sollte, zu welcher sich ältere und wichtigere Hofchargen drängten. Beides war eine hohe Auszeichnung. Luigi hatte trotzdem versucht, dem Prinzen auf den gewöhnlichen Weg, auf den durch das Hoffräulein, hinzulenken. Der Prinz hatte garnicht geantwortet und etwas herrisch seinen Befehl wiederholt.

Die Prinzessin empfing den Adjutanten in einer Aufregung, welche zu dem Anlaß der Unterhaltung in gar keinem Verhältnisse zu stehen schien. Sie hörte den Vortrag Luigi's kaum an, und ging dann eine Weile nervös auf und nieder. Endlich blieb sie in sichtlicher Bewegung stehen, ließ den Adjutanten niedersitzen und weihte ihn zur Vorbereitung in ihre Gedanken ein.

Luigi brauchte kaum zuzuhören; er sah die Sachlage klarer als die Prinzessin, welche alles durch ihre kleinen Eitelkeiten vergrößerte.

Der Bruder der Prinzessin, ein entthronter König, der auf österreichischem Gebiet, in Süd-Tyrol, einen kleinen Hofstaat hielt, brauchte ihre Hilfe. Schon das war ihr eine Genugthuung, nachdem sie jahrelang von ihren Ver-

wandten wenig beachtet worden war — „schwer gekränkt“ nach ihrer Auffassung. Es gingen von dem kleinen Hofstaate — und nicht nur in seiner Einbildung — wichtige Fäden zu mächtigen Monarchen und Staatsministern. Der Exkönig hatte seiner Schwester seit sieben Jahren keine Freundlichkeit erwiesen, weil sie in ihrem kleinen Staate keinen Einfluß besaß, vielleicht auch nur, weil Carlo Fernando für einen Anhänger des jungen Italien galt. Der Prinz hatte zwar immer nur aus reiner Bosheit solche Worte gesprochen, immer nur gegen seine beiden Vertrauten; eigentlich that er es nur, wenn er ganz betrunken war und sich selbst als König des geeinigten Italien sah. Es war aber doch bekannt geworden und zur Strafe dafür kamen dann für seine Gattin die kleinen Demütigungen aus Tyrol. Die Prin-

zessin fühlte sich Nadelstichen preisgegeben, die sie tief verwundeten. Und nun brauchte man sie. Sie zitterte vor Ungeduld ihren Edelmut zu beweisen, Briefe zu schreiben und Briefe zu erhalten.

Die Sache selbst war sehr einfach. Ihre Lieblingsnichte, Prinzeß Maria, stand im Begriff sich zu verloben. Die Heirat war von Paris betrieben und in Wien nicht mißbilligt worden. Plötzlich — bald nach der Neujahrsrede des Kaisers Napoleon — erschien dieselbe Heirat als ein politischer Fehler. Aus Wien, besonders aber aus Rom wurde gegengearbeitet. Der Exkönig war rasch umgestimmt. Prinzessin Carlo Fernando sollte helfen, daß ein Eklat vermieden würde. Prinzeß Maria sollte erklären, daß sie dem Bewerber ihre Neigung nicht schen-

4*

ken könne; eine Herzenswahl, die die Prinzessin Carlo Fernando begünstigte, sollte siegen. Die Prinzessin-Tante sollte bei dieser Familienkomödie mitspielen.

Ohne zu erwähnen, daß sie im Auftrage des Herzogs handelte, teilte die Prinzessin dem Adjutanten ihres Gatten Alles mit. Sie schloß:

„Sie wissen also, daß schon in drei Tagen die Verlobung gefeiert werden sollte. Um alles ohne Eclat rückgängig zu machen, brauchen wir vierzehn Tage Zeit. Um die zu gewinnen, reisen Sie noch heute Nachmittag mit dem Schnellzuge nach Tyrol und suchen sofort nach Ihrer Ankunft die Oberhofmeisterin der Königin auf. Sie verlangen entschieden, im Namen unseres ganzen Hofs, insbesondere im Namen meines Gatten, daß das Zeremoniell geändert werde.

zu meinen Gunsten natürlich. Die Vollmacht des Prinzen und Urlaub sind Ihnen gewiß, das brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich wünsche als die nächste und vornehmste Angehörige der armen kleinen Prinzeß Maria mit allen Ehren eingeholt zu werden. Man wird darauf eingehen, das bisherige Programm umstoßen, und damit haben wir die nötige Frist gewonnen. Sie nehmen diesen Brief mit und überreichen ihn der Prinzessin Maria persönlich. Offiziell melden Sie sich bei ihr, um ihr diese Musiknoten als mein Geschenk zu überreichen. Diesen zweiten Brief, den ich Ihnen offen übergebe, lesen Sie der Königin vor, sobald sie geneigt ist, Sie in meinem Auftrage zu empfangen."

Und Luigi mußte der Prinzessin diesen sehr intimen Brief laut vorlesen, damit sie sich von

dem Eindruck seiner Stimme überzeugte. Er mußte ihn zweimal vorlesen und fand Zeit nachzudenken. Daß er zu einer so vertrauten Sendung ausersehen war, konnte bei den Gewohnheiten des kleinen Hofes nicht auffallen. Durch seine Stellung beim Prinzen Carlo Fernando war er längst in die Geheimnisse der kleinen politischen Intriguen eingeweiht. Es war ihm klar, daß in seinem Ländchen Rom wieder einmal siegreich war. Da der Herzog sich aber den römischen Verlockungen gegenüber bisher zuwartend verhalten hatte, und dieser wichtige Schritt doch das erste Zeichen des Umschwungs war, da Luigi ferner mit seinem Herzen der antirömischen Bewegung angehörte, wollte er doch vorsichtig sein. Als Adjutant des Prinzen Carlo Fernando durfte er doch nicht ohne

weiteres Politik machen. Der Prinz frondirte gern ein bischen. Auch hielt es Luigi für artig, wenn er seine diplomatische Sendung als eine Lebensfrage auffaßte. Er sagte darum nach kurzem Zögern:

„Zu Befehl, Hoheit. Ich werde den delikaten Auftrag nach besten Kräften ausführen, und wenn mich dafür die Ungnade seiner Hoheit des Herzogs treffen sollte, so baue ich auf die Gnade und die Gunst Ihrer Hoheit.“

Er erreichte sofort seinen Zweck. Hätte Luigi gefragt, ob die Prinzessin in höherem Auftrage handle, so hätte sie einen Zweifel in ihren Einfluß nicht so leicht verziehen. Daß aber der mittellose Oberlieutenant für seine Karriere fürchtete, das war verständlich, und daß er ihren Schutz dem des regierenden Herrn

gleich stellte, das schmeichelte ihr fein. Sie erwiderte darum mit ihrem gütigsten Lächeln:

„Seien Sie unbesorgt, lieber Z . . . . Ich versichere Sie, daß man an höchster Stelle meine Schritte nachträglich gut heißen und meinen Diplomaten belohnen wird. Mein Auftrag ist ein Beweis unbegrenzten Vertrauens, und Ihre Karriere soll und wird eine glänzende sein. Unter uns, lieber Z . . . ., Sie verdanken diese ungewöhnliche Auszeichnung nicht zum geringsten Teil dem Attachement, das ich für unsere schöne Mathilde empfinde."

Luigi fühlte, wie das Blut ihm in die Wangen stieg. Die Prinzessin ging wieder aufgeregt auf und nieder. Luigi blickte zu dem großen Balkonfenster hinaus und wollte es der Prinzessin überlassen, ob sie noch weiter über

Mathilde sprechen wollte oder nicht. In der Erwähnung Mathilden's hatte außer dem Wohlwollen noch etwas gelegen, was er nicht verstand und was ihn unruhig machte. Er vergaß plötzlich seine diplomatische Sendung und konnte für einige Augenblicke nichts denken als nur an das Wetter. Ja, als er das Boudoir der Prinzessin betreten hatte, lag die glänzende Sonne über dem unfreundlich winterlichen Hofgarten und über dem schimmernden Dache der Hofkirche drüben. Jetzt zauste ein heftiger Wind die Zweige der Hängebirke, und eine dunkelgraue niedrige Regenwolke hing über dem Kirchendach.

„Ich habe die Geschichte gleich heraus gehabt," sagte die Prinzessin plötzlich.

„Ich bin stolz darauf, Hoheit, daß Fräu-

lein Mathilde unser kleines Geheimnis mitteilen durfte."

„Ich habe Ihr befehlen müssen, mir die Wahrheit zu sagen. Uebrigens wird das Geheimhalten überflüssig, ihr junges Volk, sobald ich die Sache in die Hand nehme. Und das will ich thun, von Herzen gern. Jung gefreit . . . Auch wird es mich freuen, wenn Mathilde Sie öffentlich ihren Ritter nennen kann. Sie wissen, der Prinz hat mit ihr direkte Verbindung angeknüpft. Sie können ganz unbesorgt abreisen; aber er ist nicht immer wählerisch in seinen Worten und in seinen Komplimenten."

Luigi verneigte sich tief. Zum Danke für die Mitteilung und Warnung. Aber er hätte auch kein Wort hervorbringen können, in diesem

Augenblick nicht . . . kein Wort wenigstens, das nicht eine Verwünschung gegen den Hof und das Schloß und gegen seine Stellung gewesen wäre.

„Also Adieu, lieber Z . . . . Sie rüsten sich auf der Stelle zur Abreise und können in vier oder fünf Tagen wieder hier sein. Wenn Sie ihren Auftrag glücklich ausgeführt haben, so können Sie mir die Meldung auf eine anmutige Weise machen. Haben wir gesiegt, so lassen Sie sich bei mir gemeinsam mit Mathilde anmelden, und treten so Hand in Hand als ein junges Brautpaar vor mich hin. Ja, so wollen wir das arrangieren! Ich werde dann wissen, daß die Tyroler Verlobung gelöst ist und daß Sie ein gewandter junger Diplomat sind, den wir fördern wollen. Vorher keinen

Brief, kein Telegramm. Wir müssen vorsichtig sein."

Luigi verabschiedete sich von der Prinzessin. Wenn er ihrem Befehle gehorchen und mit dem Schnellzuge abreisen wollte, so hatte er wirklich keine Zeit zu verlieren. Das Packen seines Koffers konnte er zwar der erstaunten und neugierigen Mutter und seinem Burschen überlassen, aber der Urlaub vom Prinzen nahm ihm fast alle Zeit. Mathilde konnte er nicht mehr sprechen. Es wurde ihm wie absichtlich unmöglich gemacht. Der Prinz versprach lächelnd, den französischen Abschied überall entschuldigen zu wollen. Luigi mußte sich damit begnügen, Mathilde das Gespräch mit der Prinzessin, soweit es ihre Zukunft betraf, brieflich mitzuteilen.

Um vier Uhr saß er schon in einem Wagen

des Schnellzuges, der ihn in die Berge tragen sollte. Es war seine erste wichtige Sendung, aber während der ganzen langen Eisenbahnfahrt hatte er kaum einen Gedanken an diese fremde Angelegenheit. Im Rhythmus der kleinen Stöße, welche der schütternde Wagen ihm versetzte, klangen ihm unaufhörlich die Namen Mathilde und Carlo Fernando in die Ohren.

In festem Schlaf kam der diplomatische Reisende auf der Station an, von der er nach einer halbstündigen Wagenfahrt den kleinen Hofstaat erreichen konnte. Er wurde auf dem Bahnhof von einem ebenso jungen Diplomaten empfangen, warf rasch die Phantasien der Reise von sich und ging an seinen Auftrag frisch und elastisch, wie zu einer dreitägigen Felddienstübung.

Die Prinzesin Carlo Fernando konnte mit

ihm zufrieden sein. Die Sache war freilich abgekartet und seine Klugheit überflüssig; doch seine Persönlichkeit gefiel. Sogar die Oberhofmeisterin, welche doch von der ganzen Sache nur Unannehmlichkeiten hatte, sprach mit ihrer fettigen Stimme ganz entzückt über den diplomatischen Kürassier, und so konnte Luigi der kleinen, hübschen Prinzeß Maria schon zwanzig Stunden nach seiner Ankunft ein paar Notenhefte und den Brief überreichen.

Am zweiten Tage wurde ihm die Audienz bei der Königin bewilligt. Die alte Dame sprach zwar von allem anderen mehr als von einer Verlobungsgeschichte, sie wollte unter Anderm immer wieder Nachrichten von Künstlern hören, die Luigi nicht kannte, und die sie offenbar selbst nicht unterzubringen wußte; aber auch hier war sein Sieg vollständig. Als er am

vierten Tage gegen Mitternacht den Bahnhof wieder betrat, nahm er für die Prinzessin Carlo Fernando die Mitteilung als Reisegeschenk mit, daß die neue Allee vom tyroler Schlosse nach der Fasanerie den Namen ‚Allee Prinzeß Carlo Fernando‘ erhalten würde. In dem geschlossenen Briefe, den er von der Ex-Königin für seinen Herzog erhalten hatte, standen gewiß die wichtigsten Dinge. Aber die Allee Prinzeß Carlo Fernando drückte das Gelingen der Reise kürzer und einfacher aus.

Als Luigi sich von allen Herren, die ihm das Geleite gegeben hatten, verabschiedet hatte, der Eisenbahnzug sich in Bewegung setzte und er allein in den Polstern zurücklehnte, da lächelte er anfangs etwas spöttisch. Aber allmählig kam doch eine ganz zufriedene und glückliche

Stimmung über ihn. Die Welt war einmal so. Er war nun eben geboren, um zu dienen. Und da war es doch ein Glück, daß er nicht in dem gräßlichen Kommißdienste seines Duodezstaates untergehen mußte, daß er in so lustigen wichtigen Dingen Verwendung fand und sich verwendbar bewies. Auch Mathilde würde sich am Ende lieber Exzellenz nennen hören, als bis an's Lebensende Frau Oberlieutenant. Ob Minister oder General darauf kam es in so einem Ländchen nicht an.

Italien! Das wäre freilich etwas anderes gewesen. Für Italiens Einheit konnte man auch als einfacher Reiteroffizier leben und sterben. Aber das war ja Unsinn! Italia farà da se! Ja, aber wann? Wenn man die Carbonari, wenn man den Grafen L... reden hörte, so stand

die große Umwälzung vor der Thür. Luigi hatte Tage gehabt, wo er an die Träume der Carbonari glaubte. Aber jetzt, am Tische des Königs hatte er erst erfahren, was in der Welt vorging. Europa dachte nicht daran, Italien einig werden zu lassen. Man mußte sich bescheiden. Er fühlte Kraft in sich. Gab es kein Italien, sie zu nützen, so reichte sie doch gewiß für den stattlichen Meierhof, der sein Vaterland hieß.

Für diesen großen Meierhof allein wollte er Karriere machen, wollte Gutes schaffen, bauen, in seiner Heimat bauen. Irgend etwas Großes mit Marmorsäulen und Granitquadern und einer großen Auffahrt. Es mußte etwas sein, was nach seinem Tode übrig blieb zum Zeichen, daß er sein Vaterland und die Menschheit ge-

liebt hatte. Geliebt? Bauen wollte er auch für sich selber. Draußen vor dem lombardischen Thor, wo es noch Singvögel gab und der Grund und Boden noch billig, da wollte er für sich und Mathilde eine ganz kleine Villa bauen. Nur fünf Zimmer. Ach was, die Kinder brauchten auch Räume! Sieben Zimmer! Zwölf!

Und Luigi, der zum zehnten Mal aus dem Halbschlummer aufwachte, sprang auf, lachend vor Glück, warf die kalte Cigarre zum Fenster hinaus, reckte die Arme mit geballten Fäusten von sich und rief in das Rasseln des Zuges hinein: Glück! Nach der Heimkehr wurde Verlobung gefeiert!

Immer wieder endeten die Reiseträume der Nacht und des langen Vormittags in solchem Jubel. Als ob er durch eine andere Gegend

gefahren wäre, so ganz anders erschien ihm die Landschaft jetzt als auf der Hinreise, und mit demselben Bewußtsein des Glücks langte er gegen Mittag zu Hause wieder an. Der Mietwagen, der ihn nach seiner Wohnung brachte, fuhr ihm nicht schnell genug.

Luigi's Mutter war schon bei seiner Abreise über seine Eile und seine Verschwiegenheit ganz unglücklich gewesen. Welche Rolle sollten denn alte Frauen bei Hofe spielen, wenn die Söhne eine diskrete Pose annahmen? Frau von Z... erriet übrigens von den Heimlichkeiten mehr, als Luigi für möglich gehalten hätte. In den Strömungen ihres Hofes wußte diese Frau wirklich genau Bescheid.

Während er sich mit der Mutter durch die angelehnte Thür unterhielt und sich gegen ihr

5*

Ausfragen wehrte, machte er rasch Toilette und befestigte sodann eine hübsche Photographie in Kabinetformat, die ihn selbst in der Adjutantenuniform darstellte, in ein mitgebrachtes tyroler Holzrähmchen. Es war ein sauberes Schnitzwerk, das Myrthenblüten und Myrthenblätter über die schmalen Holzleisten wand. Das kleine Kunstwerk hatte ihm während der drei Tage seines diplomatischen Aufenthaltes in Tyrol in die Augen gestochen. Als er es jetzt eben wieder in die schmale Pappschachtel zurückthun wollte, öffnete die Mutter die Thür und erblickte den Rand des Rahmens. Sofort knüpfte sie ihre Mutmaßungen daran, daß Luigi aus Tyrol eine Photographie zurückbrachte. Luigi gab lustig zu, daß dieses Bild die Hauptsache bei der ganzen Reisegeschichte war. Und

er log nicht allzu sehr. Mathilde hatte immer gewünscht, sein Bild frei in ihrer Stube aufstellen zu dürfen. Sie wollte aber, wenn sie nach dem Original gefragt wurde, nicht gezwungen sein, förmlich „mein Cousin" zu antworten. Sie wollte stolz sagen dürfen „mein Bräutigam". Heute wollte er ihr das Ding feierlich auf den Tisch stellen.

Ueber den Platz hinüber bis zum Palazzino ging Luigi zu Fuß. Als er an dem steinernen Riesen vorüber kam, mußte er laut auflachen. Da schoß der krausköpfige Junge des Makaroniverkäufers von seinem Flitzbogen einen Pfeil nach dem andern gegen die Rolandssäule.

„Dummer Bub!" rief der Lieutenant und fuhr dem erstaunten Knaben mit seinem weißen Handschuh in den schwarzen Schopf hinein.

Er schaute ein Weilchen zu. Ungefüge war der Riese zurechtgehauen. Schmal und lang die Brust, wie eine Walze; schlaff lag die rechte Hand auf dem Schwertknauf, Steinklumpen auf Steinklumpen. Nur der massige Kopf gab dem unförmlichen Gebilde ein Ansehen, als ob es den Markt beherrschte, vom Regen zernagt wie es war. Zwischen der rechten Schulter und einem dicken Vorsprung, der vielleicht den Hut oder eine Locke vorstellte, klebte ein Nest, das Sperlinge in Besitz genommen hatten. Nach den piepsenden Spatzen zielte der Makaronibub; und wenn der Holzpfeil nicht einmal zur halben Höhe emporgelangte, wurde der Schütze wütend und schoß geradeaus. Der Pfeil fiel zurück, wirkungsloser als ein Regentropfen.

„Dummer Bub!“

Dann schritt Luigi weiter, betrat, an der salutirenden Schildwache vorüber, das Palais und begab sich in den ersten Stock, um sich vor allem beim Prinzen melden zu lassen.

„Belieben Herr Oberlieutenant nur hereinzukommen,“ sagte der Kammerdiener in devoter Haltung, aber doch vertraulich. „Die Herren sind noch beim Frühstück. Hoheit werden wohl auch gleich wiederkommen.“

Luigi übergab dem alten Manne seinen Helm und das Packet mit dem Rahmen; dann ging er, etwas verstimmt über den wahrscheinlichen Aufenthalt, durch einen Vorraum und ein Waffenzimmer in den Speisesaal des Prinzen. Die Reste eines Frühstücks standen noch auf dem

Tisch. Vor dem leeren Stuhle des Prinzen war in einem großen Kelchglas, das wohl eine ganze Flasche fassen konnte, noch ein wenig Champagner zu sehen. Zur Rechten und zur Linken hatten der Stabsarzt und der Kapitän noch ihre Plätze inne. Dem Adjutanten, der oft an solchen Frühstücken Teil genommen hatte, war das Bild nicht neu. So saßen die beiden Herren in tadelloser Gesellschaftstoilette aber in schlechter Haltung oft da, wenn der Prinz sich gerade entfernte oder sich mit einem fremden Gaste lebhaft beschäftigte. Der alte Kapitano, dessen aufgedunsenes, bleiches Gesicht von einem kurzen weißen Bartkranz und von noch kürzeren weißen Haarstoppeln umrahmt war, lehnte schlaff zurück; der Stabsarzt, durch dessen olivenfarbenen Teint der Wein rote Flecke durch-

schimmern ließ, sprach mit geschlossenen Augen lebhaft weiter, als ob ihm Jemand zuhörte.

Luigi wurde vom Kapitano laut begrüßt. Er durfte sich nicht hinsetzen, aber er trank ganz unbefangen einen Champagnerkelch aus, den der Kapitano ihm füllte und reichte. Er sollte von seiner Reise erzählen. Die beiden Rauchzimmerfreunde des Prinzen waren eifrige Anekdotenjäger. Luigi sollte ihnen Züge zur Charakteristik des Tyroler Hofstaates mitteilen. Er gab einige zum besten; plötzlich aber unterbrach er sich selbst mit einer Frage nach dem Prinzen. Er müsse sich melden.

Der Stabsarzt pfiff vor sich hin, daß die verdächtig schwarzen Haarborsten seines Schnurrbartes zitterten.

„Hoheit bemühen sich drüben selbst um eine vollständige Versöhnung.“

Sein elfenbeingelber Kahlkopf sah widerwärtig aus, als er das sagte. Wenigstens empfand Luigi das plötzlich mit unabweisbarer Stärke. Ohne rechte Besinnung bat er die Herren, ihn beim Prinzen mit einem Befehl der Prinzessin entschuldigen zu wollen; dann ging er auf den Korridor zurück, wo der Kammerdiener ihm ganz maschienenmäßig den Helm und die Schachtel reichte.

Wo er den Prinzen finden könne?

In den Gemächern ihrer Hoheit. Seine Hoheit seien drüben, es wäre aber wohl richtiger hier zu warten.

Der Kammerdiener sagte das ruhig, aber

immer in dem vertraulichen Ton, den er gegen die näheren Freunde des Prinzen anschlug.

„Es ist gut," sagte Luigi und ging fort, ohne auf die erschreckte Miene des Kammerdieners zu achten. Er kannte den Weg. An dem langen Festsaal vorüber überschritt er zuerst die Gallerie, deren hohe Rundbogenfenster auf den Markt und auf die Rolandssäule hinausgingen, dann durch einen engen Korridor nach dem Flügel, welchen die Prinzessin bewohnte. Auf die Fortsetzung dieses Ganges mündeten die Zimmer des Hoffräuleins. Als Luigi von Z . . . um die Ecke bog, entwischte auf der anderen Seite ein Lakai, der wohl irgendwo gelauscht hatte. Die Schritte des Lieutenants hallten in dem öden Raum. Als er sich dem Wohnzimmer Mathildens näherte, hörte er laute Stim-

men. Er blieb stehen und mußte deutlich vernehmen, wie der Prinz mit seinem polternden Organ irgend einen Satz mit den Worten schloß:

„... und seien Sie kein eigensinniges Kind!" und wie Mathilde halblaut erwiderte: „Lassen Sie mich, oder wahrhaftig, ich rufe um Hilfe!"

Luigi riß die Thür auf und trat mit aschfarbenem Gesicht hinein.

Das Mädchen stand an den Tisch gelehnt, der kleine Bronzeständer mit dem Bilde des Obersten von Z... war umgefallen. Dicht vor ihr hielt sich der Prinz, der schweratmend eben die rechte Hand nach ihrer festgeballten Linken ausstreckte.

„Meine Braut, Hoheit!" rief Luigi und im selben Augenblick sagte Mathilde: „So war es doch dein Gang!"

Luigi war mit zwei raschen Schritten neben seine Braut getreten, faßte mit einer hastigen Bewegung nach ihren Händen und streifte dabei, ohne es zu wollen, des Prinzen Finger.

Der Prinz fuhr auf und versetzte seinem Adjutanten mit geballter Faust einen so heftigen Stoß in die Seite, daß Luigi ein wenig zurücktaumelte und die halb geöffnete Pappschachtel zur Erde fallen ließ.

Das geschnitzte Rähmchen mit der Photographie flog hinaus.

„Unverschämter Mensch! Wagt mich zu berühren. Garnicht gemeldet. Aus dem Weg!"

Und sich in majestätischer Pose aufrichtend, ging der Prinz hinaus. Er keuchte schwer, aber sein Schritt war fest. Es war wohl kein Zufall, daß er im Abgehen seinen Stiefel auf das

Bild des Lieutenants setzte. Die Thür war krachend in's Schloß gefallen. Mathilde warf sich aufschluchzend in Luigis Arme, faßte ihn zitternd bei den Schultern und lehnte weinend ihren Kopf an seine Brust.

„Es ist schändlich," rief sie unter heftigem Weinen, „nimm mich hier fort! mach mich frei! Sage allen Leuten, daß ich deine Braut bin!"

Luigi hatte seine Fassung wiedergewonnen und sagte, während er ihren Scheitel streichelte:

„Ich wollte dich um die Erlaubnis bitten, das heute thun zu dürfen. Du hast meinen Brief doch erhalten? Ich habe in den letzten Tagen große Dinge für diese Leute vollbracht; du kannst stolz auf mich sein, ich werde Karriere machen. Kurz und gut, die Prinzessin selbst wünscht unsere öffentliche Verlobung."

„Du willst mich als deine Braut zur Mutter führen?"

Mathilde schlug die flachen Hände zusammen und blickte über und über rot zu Luigi auf.

„Aber wie du das sagst! Und wie du aussiehst! Um Gotteswillen, dein Bild!"

Mathilde beugte sich rasch herab und hob den beschädigten Myrtenrahmen mit der Photographie auf. Sie blickte traurig auf die Stelle, wo der Stiefel des Prinzen den Karton verletzt hatte. Gerade an der linken Schläfe war das Blatt durch das zersplitterte Glas wie von einer Scheere zerrissen.

„Stelle mein Bild neben das meines Vaters. Es sind Pendants von derselben Hand, unter beiden sehe ich dasselbe Malerzeichen. Carlo Fernando fecit."

„Um Christi Wunden willen, Luigi, was geht vor? Ich war vorher nicht bei Sinnen. Zuerst der Schrecken und dann die Freude über dein Kommen. Aber mir ist jetzt auf einmal ganz deutlich, als sähe ich alles erst richtig. Du bist gräßlich beleidigt worden, um meinetwillen, du wirst dich schlagen! Und du wirst sterben müssen, weil er der Prinz ist!!"

Luigi versuchte zu lächeln.

„Es ist ein lebendiger Mensch und kein toter Felsen wie der steinerne Riese draußen auf dem Markte. Das wird sich alles viel leichter ordnen lassen als du glaubst. Du verstehst das nicht, Tildina. Schau mich nur freundlich an. So! So hat meine Braut auszusehen!"

Viertes Kapitel.

Luigi ließ sich bei der Prinzessin melden.

„Sie führen Ihre Braut nicht an der Hand?" rief sie ihm entgegen. „So ist Ihre Mission unglücklich ausgefallen?"

Luigi beeilte sich, die Prinzessin zu beruhigen.

„Alle Befehle Ihrer Hoheit sind ausgeführt." Und er berichtete ausführlich über den Erfolg aller seiner Schritte. Er vergaß den vorhergegangenen Auftritt so weit, daß er die Persönlichkeiten des befreundeten Hofes schildern, ihre Reden wiederholen, und die fettige Stimme der

Oberhofmeisterin nachahmen konnte. Er hatte Briefe zu übergeben, welche die Verlobung des kleinen Prinzeßchens auf das Bestimmteste zurücknahmen, und er hatte mündlich die Aufträge auszurichten, welche die kleinen Siege der Prinzessin Carlo Fernando betrafen. Die Prinzessin reichte ihrem Gesandten die Hand zum Kusse, und las dann in seiner Gegenwart den Brief der Ex-Königin durch. Ihr Gesicht war wie verklärt. Sie las dem Lieutenant einige Stellen, die seine diplomatischen Künste lobten, huldreich vor und fügte mit einer bei ihr ganz unerhörten Munterkeit hinzu, daß sie sich selber zu der Wahl eines so unwiderstehlichen Ambassadeurs Glück wünschen müsse. Immer wieder kam sie darauf zurück, daß die neue Allee nach der Fasanerie ihren Namen tragen sollte.

Man war ihr ja irgend eine solche Aufmerksamkeit schuldig gewesen, aber man hatte bei der Wahl entschieden Takt bewiesen, ganz entschieden den feinsten Takt.

Als Luigi schon verabschiedet war, kam die Prinzessin noch einmal auf diesen kleinen Nebenerfolg zurück.

„Sie haben eine Prinzessin zu ihrer Schuldnerin gemacht, lieber Z . . . . Ich werde Ihnen nie vergessen, daß Ihre Delikatesse bei dieser Affaire mit der Fasanerie den Ausschlag gegeben hat. Rechnen Sie auf mein gutes Gedächtnis. Sie können in Lagen kommen, in denen nur die Allmacht von Unsereins helfen kann. Dann kommen Sie zu mir und erinnern Sie mich nur an die Allee nach der Fasanerie."

Luigi war entlassen und schritt langsam

6*

nach dem Flügel des Prinzen, den Weg zurück, den er vor kaum einer Stunde gegangen war. Vor dem Zimmer Mathildens blieb er nicht stehen.

Der Kammerdiener empfing ihn mit einem leichten Achselzucken, übernahm aber sofort die Meldung.

Als Luigi in das Speisezimmer eintrat, saß der Prinz Carlo Fernando mit den beiden Herren scheinbar in der lebhaftesten Plauderei begriffen. Der Adjutant nahm die stramme militärische Haltung an, wie sie der Prinz innerhalb seines Hauses gar nicht liebte, und wollte sich eben dienstlich nach seiner Rückkunft wieder zur Verfügung stellen. Der Prinz unterbrach ihn, ohne ihn anzusehen.

„Urlaub ist verlängert. Auf unbestimmte

Zeit. Jedenfalls bis morgen Mittag. Reden Sie, Dottore."

Der Stabsarzt nahm noch einen tüchtigen Schluck Champagner, als ob er es nötig gehabt hätte, sich zu stärken, verneigte sich dann halb gegen den Lieutenant und begann:

„Hoheit haben die außerordentliche Güte gehabt, unsere Privatmeinung über einen Vorfall einzuholen, der zu unserm Leidwesen vor einer Stunde etwa sich in diesem Schlosse ereignet hat. Meine unmaßgebliche Meinung stimmte mit der unseres erfahrenen Freundes, des Herrn Kapitano" — der Stabsarzt verneigte sich auch gegen seinen Nachbarn, — „und Seine Hoheit haben sich herbeigelassen, unserer Anschauung zuzustimmen. Das gemeinsame Ziel muß sein, die Angelegenheit ohne

jedes Aufsehen und so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß der Herr Oberlieutenant diese gute Absicht bisher durch kein einziges unbedachtes Wort vereitelt habe. Wir können doch dessen sicher sein?"

Luigi verbeugte sich kurz.

„So hat mich denn Seine Hoheit beauftragt, hier unter uns zu erklären, daß man vorhin etwas rasch getrunken und im Rausche zu einer höchst achtbaren jungen Dame unschickliche Worte gesprochen habe. Der Prinz bedauert aufrichtig die Folgen des Frühstücks und läßt das beleidigte ungenannte Fräulein durch den Oberlieutenant von Z . . . . um Verzeihung bitten."

Luigi trat einen Schritt vor und sagte:

„Hoheit, meinen gehorsamsten Dank für diese wirklich großmütige Form.“

„Ach was, jeder Gentleman hätte so viel thun müssen. Ich will hoffen, es überrascht Sie nicht, daß ich ein Gentleman bin.“

Der Lieutenant trat wieder einen Schritt zurück und blieb in abwartender Haltung stehen. Der Prinz trommelte ärgerlich mit den Fingern auf dem Tisch.

„Es scheint, man will mich ein bischen länger auf das Ende warten lassen.“

„Wir setzen voraus,“ sagte der Stabsarzt, „daß der Herr Oberlieutenant von einer Erklärung erfreut sein werde, die er selbst eben sehr treffend großmütig genannt hat.“

Luigi nahm seine ganze Ueberlegung zusammen. Er fühlte, daß seine Zukunft, sein

Glück, daß sein Leben auf dem Spiele stand. Die Gewohnheit des blinden militärischen Gehorsams und des Hofdienstes halfen ihm seinen leidenschaftlichen Zorn niederkämpfen und den Vorsatz fassen, in seinen Konzessionen so weit wie möglich zu gehen. Langsam und vorsichtig sagte er, sich mehr an den Stabsarzt als an den Prinzen wendend:

„Hoheit haben die Gnade gehabt, die Vorrechte seiner Geburt zu ignoriren und der jungen Dame cavalièrement Genugthuung zu geben. Meinen die Herren, daß ich mit gutem Gewissen eine zweite Verletzung deshalb als ungeschehen betrachten darf, weil Seine Hoheit sich selbst, während dieser ganzen Zeit unter der Wirkung des Weines stehend dargestellt haben?“

Der Prinz sprang auf und schlug mit geballter Faust auf den Tisch, daß das Wasser aus dem Eiskübel spritzte.

„Ich war nüchtern! Ich wurde nüchtern in dem Augenblick, als Z . . . . eintrat. Ich bitte meinen Adjutanten nicht um Entschuldigung. Es ist überhaupt eine Unverschämtheit, hier in meinem Palais ein Liebesverhältniß. . ."

Luigi stand hilflos diesem Zornesausbruch gegenüber. Sein klares Denken versagte einen Augenblick. Wie Hilfe flehend blickte er auf den Kapitano und den Stabsarzt. Da unterbrach sich der Prinz und sagte rasch:

„Natürlich. Wenn sich der Herr Oberlieutenant durch die Genugthuung . . . für die Dame, und wenn er . . . . sich nicht für befriedigt erklärt, so stehe ich natürlich zur Verfügung.

Ich kenne keinen hohen Stand. Ich bin nicht Prinz . . . bin nur hoher Offizier, der einsieht, und mit einem Oberlieutenant . . . . ein Vergnügen sein, die Klingen zu kreuzen. Für Pistolen freilich . . . die Hand wäre schon fest genug, aber mit Kneifer auf der Nase schießen, lächerlich."

Und der Prinz lachte gemütlich, als ob er eine unangenehme Geschichte nun auf die beste Weise von der Welt erledigt hätte.

Luigi von Z . . . . trat an den Prinzen heran, als ob er ihm die Hand küssen wollte:

„Hoheit sind die Gnade selbst. Niemals hätte ich eine solche Ehre fordern dürfen. Wie auch der Ausgang sein wird, Hoheit haben mir durch diesen neuen Beweis von Großmut Ehre und Leben gerettet."

Der Prinz lachte ganz herzlich auf.

„Köstlich! Eine Lebensrettung durch Zweikampf. Ich werde mir von meinem Vetter die silberne Rettungsmedaille ausbitten. Wie ein Feuerlöschmann."

Inzwischen hatte der Stabsarzt immer leise dem Kapitano in's Ohr gesprochen, bis dieser aus seiner Lethargie erwachte und ganz erschreckte Augen machte. Dann erhoben sich beide Herren, und der Stabsarzt machte dem Prinzen Vorstellungen. Ein so hoher Herr, der durch Gottes Fügung und eine Reihe von Todesfällen möglicherweise sogar zur Thronfolge berufen sein konnte, dürfe sein Leben nicht auf's Spiel setzen. Der Prinz fuhr die beiden Herren gröblich an, nannte sie Zivilisten und Schneiderseelen, und wenn sie es übel nehmen sollten,

so stände er auch ihnen zur Verfügung, einem nach dem andern in alphabetischer Reihenfolge, wenn Z . . . . nichts dagegen habe, infolgedessen als letzter aufgespießt zu werden. Die Herren hätten den Mund zu halten, und das nicht nur augenblicklich, sondern überhaupt während der ganzen dummen Geschichte. Um sie zum Schweigen zu zwingen, bitte er sie zu Zeugen. Weiter keinen. Der Stabsarzt müsse ausnahmsweise auch als Arzt fungiren. Die Außerordentlichkeit zwinge zu einer kleinen Verletzung der Regel. Der Adjutant solle sich zum Teufel scheeren, d. h. natürlich, er bitte Herrn von Z . . . . höflichst über seinen verlängerten Urlaub frei zu verfügen, aber den Doktor behufs Mitteilung der Bedingungen heute Abend acht Uhr, oder er wisse noch nicht, . . . er

müßte noch ausschlafen . . . vielleicht morgen früh acht Uhr zu erwarten.

„Nehmen Sie mir diese selbständigen Anordnungen freundlichst nicht übel, lieber Z . . . Es ist wahrhaftig nicht so leicht, wie Sie glauben, ganz und gar dabei zu vergessen, daß man eigentlich doch ein anderes Blut zu verspritzen hat, als irgend ein Herr Paolo oder meinetwegen di Paolo. Auf Wiedersehen.“

Und der Prinz zog sich ruhig wie gewöhnlich um diese Zeit in sein Schlafzimmer zurück. Luigi wechselte mit den anderen Herren nur noch wenige Worte, trank auf das Zureden des Kapitano noch einen Schluck Champagner, ging dann mit leichten Schritten aus dem Palais hinweg und nach einem langen Spaziergange durch die neuen Anlagen in ein Restau-

rant, welches um diese Zeit menschenleer war. Er mochte weder im Kasino von neugierigen Kameraden über seine geheimnisvolle Reise ausgefragt werden, noch im Hause seiner Mutter die kärgliche Mahlzeit mit dem unerträglichen Zureden zu irgend einer guten Partie gewürzt erhalten. Seine Verlobung mit Mathilde ihr mitzuteilen, war er in diesem Augenblicke nicht gestimmt. Er hatte keinen Hunger, wohl aber Lust zu einem guten Glase Wein. Doch die Eßlust stellte sich bald ein, und so ließ sich der Oberlieutenant ganz gegen seine sparsamen Gewohnheiten von dem Kellner zu einem feinen Diner verführen, das ihm denn auch ganz unvernünftig gut schmeckte. Er vergaß dabei nicht vollständig die Ereignisse der letzten Stunden aber sie erschienen ihm bei seiner wachsenden,

guten Laune außerordentlich drollig. Während des Essens und in den Pausen fiel ihm dabei immer sein Leiblied ein, das seine Kürassiere so gern sangen, und das er auswendig wußte, weil es vor ein paar Jahren als republikanisch verboten worden war.

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Das Sträußel am Tschako, den Säbel in der Faust.
Es fand der Erste ein Mädel zum Schmaus
Für 'nen Soldo oder umsunst.

Sie brachen den Feinden wie Freunden ins Haus —
Den Feinden wie Freunden vor Reitern graust.
Der Zweite trank sich im Keller 'nen Rausch
Für 'nen Soldo oder umsunst.

Mit dem Sträußel am Tschako ins Schlachtgebraus —
Wohl blutig der Säbel niedersaust.
Der Dritte hat sich den Tod erkauft
Für 'nen Soldo oder umsunst.

Eine ganz lustige Melodie. Die gemeinen Kürassiere, wie dumm, daß sie sie so trauermarschmäßig sangen.

Wie einem Pfarrer auf einer Hochzeit, so war ihm ungefähr an dem fremden Hofe zu Mute gewesen. Und dann hier nach der furchtbaren Gefahr die prächtige Lösung. Die Sache schien schon ganz verzweifelt zu liegen. Und nun löste sich alles in Wohlgefallen auf: er durfte sich mit dem Prinzen schlagen.

Köstlich! Diese Granita war vorzüglich. Schade, daß Mathilde nicht da war. Sie aß Gefrorenes so zierlich. Die Zähne guckten dabei immer hervor.

Bei der Cigarre wurde Luigi ernsthaft und dachte ordentlich und vernünftig über alle Möglichkeiten des Duells nach.

Ein bloßes Scheingefecht war durch die Sachlage ausgeschlossen. Bis zur Kampfunfähigkeit mußte gegangen werden. Das Ende vom Liede war also höchst wahrscheinlich eine tüchtige Fleischwunde bis auf den Knochen, so über des Prinzen linke Schulter, daß der Getroffene . . . naja, für ein bis zwei Monate genug hatte. Wurde Luigi verwundet, so war erst recht alles gut. Die verletzte Ehre war reparirt und überdies die Gunst des Hofes für Zeitlebens gesichert. Die Welt war nun einmal so. Bekam der Prinz den Hieb, so war auch alles gut. Die Ehre war im Grunde genommen doch noch besser reparirt, und der Prinz wird den Aderlaß nicht nachtragen. Er ist im Grunde eine tapfere und noble Natur und wird seinem

Adjutanten, den er natürlich fortjagen wird, in der Front nicht schaden.

Ein tödtlicher Ausgang ist nicht wahrscheinlich. Pistolen sind ausgeschlossen, und auch Degen wird der Prinz nicht wählen. Er ist ein zu schlechter Fechter. Er wird sich für scharfgeschliffene Kavalleriesäbel entscheiden und sich dabei auf seine riesige Körperkraft und auf die unwillkürliche Befangenheit des Gegners verlassen. Mein Gott ja! Mit dieser Waffe ist ein tötlicher Ausgang ein Unding. Und wenn Luigi von Z . . . dennoch fallen sollte, — bah, es ist lächerlich, als Offizier hofft man immer auf einen Krieg und denkt niemals an den Tod. Wenn er fallen sollte, so ist eben auch alles gut und vorbei. Und Schön Tilda wird's tragen müssen!

Aber es war ja nur der Logik wegen, daß er daran dachte, er könnte fallen. Es war ja nicht möglich. Der Prinz focht wie ein Unteroffizier. Wenn Luigi nur das Handgelenk rührte, so parirte er jeden Hieb. Wenn einer auf dem Platze bleiben sollte, so mußte es der Prinz sein, und wahrhaftig, es hing allein vom guten Willen Luigi's ab, ob er ihm die schiefe Quart gemütlich in den dicken Oberarm oder schon etwas unhöflicher in das Schulterblatt hinein oder ganz grob bis an den Halswirbel applizirte. Der Prinz hatte Mathilde beleidigt!

Luigi zahlte und verließ das Speisehaus. Der Gedanke, daß er den Prinzen töten könnte, machte ihn ganz nervös. Er war doch am Ende immer der Prinz. Und hatte sich eigent-

7*

lich nachher wacker benommen. Das Mädchen um Verzeihung bitten, den Mann der Ehre des Zweikampfs würdigen, nicht jeder hätte so gehandelt. Aber er hatte Mathilde beleidigt! Und ihn selbst körperlich mit der Faust . . .

Luigi ging nun doch in's Kasino, um irgend einen gleichgiltigen Kameraden zu einem langen Spazierritt abzuholen.

Er fand den Conte Monteleone dazu bereit. Luigi empfand es als eine Wohlthat, daß Monteleone so gar nichts von seinen Sorgen wußte und entweder stumm in das Land hinaustrabte oder ganz unbefangen von Weibern oder Pferden sprach. Und als sein Gespräch sich ein wenig über diesen unerschöpflichen Stoff erheben wollte, da blieb man bald

bei den Avancementsverhältnissen haften. Freilich entfernten sich auch dabei die Gedanken nicht weit von Weibern und Pferden. Nach Monteleone's Erfahrung oder Meinung waren wenigstens für den Kavalleristen die Erfolge beim Rennen und bei Damen entscheidend. Pferderenner und Weiberkenner machten die schnellste Karriere. Er nahm alle Offiziere des Regiments durch und gab die chronique scandaleuse ihrer Beförderung zum besten. Den bürgerlichen Oberst allerdings ausgenommen. Da lag eine verrückte sogenannte Heldenthat von 1848 als Ursache vor. Abergläubische Dankbarkeit des seligen Herzogs. Sonst aber . . . . . Wahre Geschichten und schlecht erfundenen Klatsch, bekannte Thatsachen und kleine intime Geheimnisse. Monteleone selbst

stammte aus der morganatischen Ehe eines Prinzen.

Luigi schlug einen kurzen Galopp vor, um das Gespräch zu unterbrechen. Alle diese Sachen waren ihm ganz geläufig, warum berührten sie ihn heute so unangenehm?

Das Soldatenlied fiel ihm ein. Die Melodie und dazu plötzlich die letzten Verse.

Es war erst sieben Uhr, als die beiden Reiter in die Stadt zurückkehrten. An der Rolandssäule trennten sie sich mit einem Händedruck. Das mußte man bald wiederholen. Luigi ließ seinen Fuchs im Schritt bis zu dem Stalle des Prinzen Carlo Fernando gehen. Dort übergab er das müde Thier dem Burschen, ließ dem Stallmeister Sorgfalt empfehlen und wartete dann, als ob er etwas vergessen

hätte. Endlich kehrte er um und ging langsam um das Palais herum und über den Platz zu seiner Mutter.

Sie hatte ihn heute nicht mehr zum Abendbrot erwartet und schickte erst nach Salami und Wein. Luigi sollte ihr kleine Indiskretionen von seiner Reise erzählen. Sie war ernsthaft gekränkt, als er schweigsam blieb und das Geheimnis wahren wollte. Das war doch sonst nicht. Luigi hatte ihr doch sonst die kleinen Hofgeschichten erzählt, die sie so sehr liebte. Diesmal verbat er sich aber gereizt die ewige Ausfragerei, aß und trank rasch eine Kleinigkeit und ging auf sein Zimmer, wo er heute noch lange zu arbeiten hätte.

„Arbeiten?“ fragte Frau von Z . . . verwundert. „Bist du denn nicht mehr Ab-

jutant? Oder stehen wir vor einer Mobilmachung?"

Luigi bat nur noch den Stabsarzt, der ihn vermutlich heute besuchen würde, unverzüglich auf sein Zimmer zu führen.

Um acht Uhr sollte der Doktor kommen und ihm die Bedingungen des Zweikampfs mitteilen. Luigi legte seine Uhr vor sich hin und wartete bei einer Cigarre, daß der Zeiger so weit vorrückte. Er war erwartungsvoll und dachte an gar nichts. Als seine Uhr die achte Stunde zeigte, steckte er sie ruhig ein und erinnerte sich, daß die Uhr der Domkirche um drei Minuten nachging. Er wartete also noch drei Minuten. Kaum war aber der letzte Schlag vom Kirchthurm erklungen, da sprang er schon hastig auf und begann in seiner kleinen Stube

erregt auf- und niederzugehen. Der Doktor mußte schon da sein. Warum kam er nicht?

So oft er mit seinen unruhigen raschen Schritten an das weit geöffnete Fenster trat, blieb er einen Augenblick stehen und schaute über den Platz hinüber nach dem Portal des Palazzino. Während der zehn Sekunden, in welchen er seine Stube auf- und niedermaß, konnte der Doktor die breite Piazzetta nicht überschreiten. Luigi mußte ihn kommen sehen. Das war unschicklich, das war unfair! Was ging denn da drüben im Palais vor? Mit der Pistole in der Hand hätte er unter sie treten mögen und ein Ende machen.

Zehn Sekunden hinauf und hinunter das Zimmer, fünf Sekunden am Fenster, viermal so hin und her, dann erst war eine Minute

um. Und so war es nun bereits neun Uhr geworden.

Luigi lehnte sich aus dem Fenster hinaus und überblickte nicht nur den ganzen Platz, sondern auch den Bürgersteig, an welchem das Haus seiner Mutter lag. Der Doktor mußte ja jetzt jeden Augenblick kommen, und er mußte ihn schon von weitem erblicken. Rings um die Piazetta, etwas dichter gereiht vor dem Palais, brannten die Gaslaternen und bei ihrem Scheine glaubte er mit seinen scharfen Augen den Dottore bis auf fünfhundert Schritte erkennen zu können. Die Straße war menschenleer, man konnte jeden Herankommenden einzeln wahrnehmen. Aber bald hielt Luigi einen jeden, der unter der äußersten Gaslaterne auftauchte, für den Dottore. Es war unerträglich.

Kurz vor zehn Uhr kamen rasselnd einige Wagen über den Damm gefahren und bald darauf eine größere Anzahl von Fußgängern von links her, Herren und Damen. Sie kamen aus der Oper, aus der Hochzeit des Figaro.

Luigi atmete auf. Offenbar war der Prinz mit seinen Herren im Theater gewesen, wie gewöhnlich, hatte dort das Nötige besprochen und der Stabsarzt kam jetzt erst, um die Bedingungen mitzuteilen. Bedingungen! Die Befehle!

Figaro! Da empörte sich das Bürgervolk dagegen, daß es von den Großen so furchtbar behandelt wurde. Die einfältigen Leute. Ließ sich doch der Adel dieselbe Behandlung ruhig gefallen. Und da wollte das Bürgervolk vom Adel das Benehmen in Ehrensachen lernen. Unsinn.

„Der Dritte hat sich den Tod erkauft für 'nen Soldo oder umsunst.“

Jetzt schlug es auf dem Kirchthurm zehn Uhr und der Doktor war noch nicht da. Alle Häuser wurden geschlossen, damit kein Dieb und kein Verbrecher sich einschleichen könnte. Es war gewiß, der Doktor kam erst morgen.

Luigi begann vor Erregung leicht zu fiebern. Was war vorgefallen? Hatte man den Prinzen überredet, den Zweikampf nun doch zu verweigern? Suchte man im Palazzino nach einer anderen Lösung, hielt man eine andere Lösung für möglich? Luigi fühlte es in seinem Kopfe wie einen fremden Gedanken, daß eine Aussöhnung ohne Blutvergießen in der That möglich war. Monteleone's kleine Geschichten fielen ihm ein und die vielen Anekdoten, mit

denen seine Mutter ihren Lieblingssatz zu beweisen suchte, daß ein Unrecht der Großen sehr leicht zum Glück für den Verletzten gewendet werden könnte. Aber nein, nein! Wieder sah Luigi den Prinzen mit dem ausgestreckten Arm vor Mathilde stehen und vielleicht . . . wenn der Prinz ihm den Zweikampf verweigerte, so wollte er ihn zwingen, so wollte er drüben irgend etwas ersinnen, was den hochgeborenen Herrn zum Säbel greifen ließ. Und wie Luigi mit geballter Faust wieder an das Fenster trat und drüben der Palazzino schwarz im Schatten da lag, da erschien er dem Adjutanten des Prinzen wie eine mittelalterliche Burg, und er fragte sich, wie sie zu erstürmen wäre. Die Thore waren geschlossen. Die Schildwache, welche wohl nicht ahnte, daß der Oberlieutenant

jetzt jeder ihrer Bewegungen folgte, lehnte in wenig militärischer Haltung an dem Sockel einer der starken Thorsäulen. Bald stellte der Mann sein Gewehr bei Fuß, bald ließ er es auf seinen Knieen ruhen; dann schien er wieder einzuschlafen. Luigi wurde nicht müde, die Schildwache zu beobachten. Wie peinlich genau doch dem Prinzen und den seinen die schuldigen Ehrenbezeugungen dargebracht wurden, wie ordentlich überhaupt tagüber das Räderwerk des Dienstes ineinandergriff und wie schamlos unter dem Schleier der Nacht jede Schwäche ihr Recht verlangte! Und dann das andere. So wurde das Palais des Prinzen bewacht! Die Schildwache da drüben ahnte gewiß nicht, daß an dem geöffneten Fenster ein Feind stand.

Ach das waren ja doch nur Redensarten! Luigi war kein Feind des Prinzen, sondern dessen ergebener Diener. Und der Palazzino war für einen feindlich gesinnten Lieutenant trotz der verschlafenen Schildwache so unnahbar, so unverletzbar, wie die Krone selbst. Da stand auf halbem Wege mitten auf dem Marktplatz starr der Roland auf der Säule, und Luigi erinnerte sich des Knaben, der heute noch seine hölzernen Pfeile gegen den steinernen Riesen abgeschnellt hatte. Wollte es Luigi ebenso machen?

Als um Mitternacht die Gasflammen eine nach der anderen verlöscht wurden, trat das Steinbild heller aus dem Dunkel hervor. Kein vernünftiger Mensch versuchte den Koloß anzutasten. Man war doch kein Carbonaro!

Man wollte doch nicht mit einem Flitzbogen spielen wie der dumme Makaronibub! Aber auch nicht sich oben festsetzen wie ein Spatz in fremden Nest! Und Luigi glaubte überreizt, das verträumte leise Piepsen der Spatzen bis in seine Stube hinein zu hören.

Fünftes Kapitel.

Luigi von Z... hätte darauf geschworen, daß er diese ganze Nacht nicht für eine Minute die Augen geschlossen hatte. Aber er verschlief es sogar, als der Stabsarzt Punkt acht Uhr morgens klingelte und wachte auch nicht auf, als er bald darauf in seine Stube trat. Erst als der Doktor den Scherz machte, „Los!“ zu kommandiren, riß Luigi nach einigen mißglückten Versuchen, im Traum den Arm zu erheben, die Augen weit auf, blickte den Besuch verwun-

dert an und sprang dann mit beiden Füßen aus dem Bett.

„Was bringen Sie, Dottore? Entschuldigen Sie! Es ist ein Skandal, wie ich Sie empfange. Setzen Sie sich wenigstens nebenan nieder in den Lehnstuhl!"

Während der Stabsarzt langsam in's Nebenzimmer ging und von dort aus seine Rede damit einleitete, daß er für sein gestriges Ausbleiben um Verzeihung bat, hatte Luigi schnell, wie bei einem Allarm, die nötigsten Kleidungsstücke umgeworfen, die Gardinen aufgezogen und das Fenster geöffnet. Dann verließ auch er sein kleines Schlafkabinet, setzte sich dem Stabsarzt gegenüber an den altmodischen runden Polysandertisch und fuhr mit den Worten dazwischen:

„Das ist ja nun alles einerlei. Ich weiß, es ist nicht Ihre Schuld gewesen. Sie stehen nicht gern so früh auf. Aber ich bitte, jetzt zur Sache. Ich muß zugeben, daß ich ungeduldig bin."

Man sah es dem Stabsarzt an, daß er ein Abendmensch war. Seine gelbe Haut, welche bei Lampenlicht einen interessanten rötlichen Schimmer zeigte, spielte jetzt am Morgen in's Graue. Er blickte sich fast gereizt um, als vermisse er etwas.

„Alles, was Sie wollen, lieber Dottore," rief Luigi aus. „Hier sind Zigaretten und hier ist ein Rest Cognak. Nun aber schießen Sie endlich los!"

Der Stabsarzt nahm rasch nacheinander zwei kleine Gläschen Cognak, schüttelte sich un-

8*

zufrieden und begann, während er mißtrauisch eine Zigarette anzündete:

„Also mit der Thüre in's Haus! Ich konnte gestern Abend nicht kommen, weil die Nachricht von dem bevorstehenden Zweikampf an die höchste Stelle gelangt war."

Luigi von Z . . . . nickte mit bitterer Ergebung. Dann sah er dem Stabsarzt geradeaus in die kleinen, klugen Augen und fragte:

„Und wer von den vier Eingeweihten hat in einer Ehrensache so wohl überlegt gehandelt? Ich wenigstens bin es nicht gewesen."

„Der Prinz gewiß auch nicht," erwiderte der Stabsarzt mit kalter Ironie, „also entweder der Kapitano oder ich, wenn nicht einer der Diener gelauscht hat. Wie dem auch sei, die Sachlage ist dadurch wesentlich geändert,

und ich komme anstatt als Kartellträger als Gratulant. Lieber Z . . ., ich wünsche Ihnen Glück. An höchster Stelle ist der Zweikampf zwischen Ihnen und einem Prinzen von Geblüt auf's Strengste verboten worden. Dafür bin ich der Ueberbringer dieses Schreibens. Sie sind Hauptmann geworden, lieber Z . . . Sie werden zugeben, daß man sich beeilt hat, Ihnen eine Genugthuung zu geben."

Und der Stabsarzt überreichte Luigi ein dienstliches Schreiben, das er beim Eintritt in der Hand gehalten und dann auf den Tisch gelegt hatte.

„Ich danke Ihnen," sagte Luigi gedankenlos, während er den Brief in die Hand nahm und wieder auf den Tisch zurücklegte. Er stand auf und blickte zum Fenster hinaus, um sich

zu sammeln. Der Stabsarzt hatte seinen Auftrag mit so absichtlicher Entschiedenheit als einen erfreulichen vorgebracht, daß es offenbar keinen Sinn hatte, mit ihm darüber zu streiten. Es war ja auch wirklich eine sehr gnädige Auffassung. Nur daß Luigi fortwährend den Kameraden Monteleone zu hören glaubte, wie er im Kasino erzählte: „Dieser Z . . . . doch ein phänomales Sch . . . . Verliebt sich in ein armes Hoffräulein, zählt aber vorsichtig an den Knöpfen des Waffenrocks ab, ob verloben oder nicht. Kapitaler Kerl! Kommißfuchser, der Knopfzahl auswendig weiß. Famos! Lieutenant wird vor die Thür gesetzt, eigenhändig, und steht draußen als Hauptmann wieder auf. Sternschnuppe! Illumination!“ Und das Kasino wird lachen, die freundlich Gesinnten

werden den außertourlichen Hauptmann entschuldigen, einige werden die Nase rümpfen, und fast alle werden wünschen, in seine Lage zu kommen. Er aber, Luigi von Z . . ., wird keine Lebensfreude mehr kennen, wenn er weiß, wie man hinter seinem Rücken von ihm spricht. Bisher hat man ihm nichts weiter vorwerfen können, als daß sein Vater — wie man das im Kasino ausdrückt — den Augenblick seines Todes geschickt gewählt habe. Selbst das hatte Klatschsucht und Bosheit nicht respektirt. Und nun sollte so über die Ehre seiner Braut gesprochen werden!

Der Stabsarzt hatte ihm, der zornig und unentschlossen aus dem Fenster schaute, lange nachgeblickt, mit boshaftem Lächeln und doch wieder mit ängstlicher Spannung. Es lag ihm

viel daran, daß Z . . . die höchste Entscheidung dienstlich und gehorsam hinnahm. Der Herzog hatte die Angelegenheit gegen Mitternacht erledigt, und der Doktor wäre übel empfangen worden, wenn er nun noch einmal damit gekommen wäre.

„Sie brauchen mir für meinen Glückwunsch nicht zu danken, lieber Z . . . Wir kennen uns ja nicht von heute. Ja, ja, schauen Sie nur hinaus! Die Herren Lieutenants und Oberlieutenants werden bald vorüberkommen, welche vor einem Hauptmann Honneurs machen müssen, und wenn er noch so jung ist. Na, Z . . ., unter uns, am herzlichsten gratuliere ich Ihnen dazu, daß Sie nun den Kammerdienst beim Prinzen los sind. Denn das versteht sich doch wohl von selbst, daß nach dem

Vorgefallenen der Prinz einen anderen Adjutanten suchen wird. Sie waren auch viel zu gut für die Stelle. Und in der Front werden Sie eine Karriere machen, Donnerwetter! Ich sage gar nichts, wenn Sie in zehn Jahren Oberst sind. Man hat sich an höchster Stelle viel gnädiger über Sie geäußert, als der Anlaß erwarten ließ. Sie nehmen das alles etwas ruhig hin. Aber Sie werden die Güte des Prinzen und meine Freundschaft schon zu würdigen wissen, wenn Sie erst den Neid auf den Gesichtern aller Kameraden sehen werden. Und welche Freude für Ihre gute Mutter!“

Der Stabsarzt zündete sich noch eine Zigarette an und stand auf. Er ging bis dicht an Luigi heran, reichte ihm die Hand und sagte, wie etwas Selbstverständliches:

„Also, Sie machen natürlich keine Dummheiten mehr und suchen in den nächsten Tagen eine Audienz nach, um sich oben für den Hauptmann zu bedanken. Wenn Sie bei der Gelegenheit nur ein bischen schlau sind, so können Sie aus Ihrer Zukunft machen, was Sie wollen. Man ist oben auf Sie aufmerksam geworden. Von dem Prinzen brauchen Sie sich nicht zu verabschieden. Er ist sehr beschäftigt, mit politischen Dingen. Er reist übermorgen nach Rom ab, in holder Eintracht mit seiner holden Gemahlin. Er soll sich in Rom löblich unterwerfen. Pantoffel küssen. Hat sonst kleinere Pantöffelchen geküßt. Es geht alles Hals über Kopf. Was sagen Sie zu den heutigen Nachrichten aus Paris?"

Der Doktor blickte Luigi scharf in die Augen.

„Ach so! Sie wissen noch von nichts. Man will Italien machen! Als ob wir Italien nötig hätten, so lange unser Prinz Champagner hat. Es wäre doch jammerschade, wenn wir gestört würden. Na, ich gratulire. Und nun addio!"

„Einen Augenblick noch, Dottore! Ich weiß die Gnade zu würdigen, aber so selbstverständlich und einfach, wie Sie meinen, ist die Lösung doch nicht."

„Haben Sie bestimmte Aufträge für mich, Herr Hauptmann?"

So feindlich und so boshaft blickte der Stabsarzt ihn dabei an, daß Luigi von Z . . . auf einmal empfand, daß er durch jede Unbotmäßigkeit den unüberwindlichen Haß dieser ganzen Hofgesellschaft auf sich lud, und daß

man unbedingte Unterwerfung von ihm verlangte und erwartete.

„Ich bitte mir nur einige Stunden zur Ueberlegung aus," sagte er zögernd, „und bitte Sie, bis dahin Schweigen zu bewahren."

„Also bis zwei Uhr, wenn es Ihnen Recht ist. Sie treffen mich dann im Palais, Sie oder Ihr Abgesandter, wenn Sie bis dahin verrückt werden sollten. Und schweigen will ich ja gern. Aber ich bin leider nicht mehr der Einzige, der um die Sache weiß. Addio, Herr Hauptmann, und gute Besserung. . . Sie wollen sich die Sache überlegen? Oder mit einem andern berathen?"

„Ich will die Entscheidung dem Oberst meines Regiments überlassen. Das ist doch wohl loyal genug?"

Der Stabsarzt hatte die Stube mit einem bösen Lächeln verlassen. Luigi war allein und freute sich des letzten Einfalls, die Verantwortung seinem Oberst zuzuschieben. Er hatte das nur so hingesagt, um Zeit zu gewinnen. Aber einen besseren Weg hätte er gar nicht einschlagen können. Es war das klügste. Der Oberst war zwar nur ein Müllerssohn und war wegen etwas niedriger Verschwägerung auch bürgerlich geblieben, aber er galt in allen ernsthaften Ehrensachen für den skupulösesten Offizier der kleinen Armee. Ein wenig Don Quixote sogar. Daneben war der Oberst jedoch der Dynastie mit solchem Fanatismus ergeben, daß seine Entscheidung nicht zweifelhaft sein konnte. Ein Zweikampf mit einem Prinzen von Geblüt war unmöglich, Beförderung war Genug-

thuung. Wenn der Oberst sich deutlich auf Z . . .'s Seite stellte, so mochten immerhin einige neidische junge Leute ihre Redensarten machen. Luigi fand dafür Billigung bei allen ordentlichen Kameraden.

Ziemlich vergnügt ging er nun daran, sich anständig anzukleiden. Er pfiff sogar sein Lied wieder vor sich hin. Nur von Zeit zu Zeit gab's ihm einen Stich in's Herz, ganz ernstlich und fühlbar, als ob er gar keine Veranlassung hätte, lustig zu sein. Es war ihm genau wie damals zu Mute, da er an ebendemselben Tage, da er Lieutenant wurde, einen Wechsel zu bezahlen hatte, für seine Verhältisse keine geringe Summe. Damals vertraute er sich der Mutter an, als die Herzbeklemmungen ihn in seiner Freude störten; am Abend desselben

Tages hatte der Prinz den Wechsel bezahlt und Luigi von Z . . . zu seinem künftigen Adjutanten designirt.

Er wollte auch heute seine Mutter, die am Ende doch die Welt noch besser kannte als er und eine echte Soldatenfrau war, um ihren Rat fragen; ohnehin ging es nicht an, ihr jetzt noch länger sein Verhältnis zu Mathilde zu verschweigen. Zu jeder Stunde konnte die Sache vor ihr von Fremden erwähnt werden.

Er begab sich also, auf jeden Sturm gefaßt, in das Wohnzimmer, wo die Mutter mit dem Kaffee auf ihn zu warten pflegte. Als Luigi eintrat, blieb er erstaunt stehen. Sonst hatte die Mutter, wenn auch fest geschnürt wie immer, um diese Zeit nur einen ihrer ältesten Schlafröcke umgenommen, heute trug sie ihr

neuestes und hellstes Seidenkleid. Auf dem Kaffeetisch, auf welchem sonst immer nur für zwei Soldi Weißbrot lag, — zwei für Luigi, eins für die Mutter und eins für das Mädchen — stand heute ein großer Rosinenkuchen, daneben Blätterteig und frischer Honig. In der Mitte des Tisches gar prangte ein Strauß von kostbaren Rosen. Die Mutter saß feierlich mit einem festtäglichen und doch gekränkten Gesichte da und erwartete stumm ihren Sohn, dem Böses ahnte.

Als er sich jedoch über ihre Hand beugte, um sie zum guten Morgen zu küssen, da sprang die lebhafte Frau plötzlich auf, drückte ihre Lippen auf seine Stirn und begann ihn mit einer Flut von Glückwünschen und Vorwürfen zu überschütten. Die besten Partien habe er

machen können und da habe ihn Mathilde, das undankbare, intriguante Geschöpf, weggefischt. Aber freilich, jetzt lasse sich nichts mehr dagegen sagen. Mathilde sei doch im Grunde ein Racker, und wenn man alles erwäge, sei die Mitgift jetzt gar nicht mehr so klein!

„Es war eine unerhörte Rücksichtslosigkeit von dir, mir nichts zu sagen. Ich hätte es nie verwunden, wenn ich es zufällig durch Bekannte erfahren hätte. Aber glücklicherweise haben die hohen Herrschaften immer den einzig richtigen Takt. Da, lies. Das hat ein Diener aus dem Palazzino gebracht, während der Stabsarzt bei dir war, Herr Bräutigam, Herr Hauptmann!"

Und die Obristin überreichte dem Sohne unter

zwei neckischen Knixen ein Schreiben der Prinzessin Carlo Fernando.

Luigi las:

„Liebe und freundwerte Z . . .!

Ich weiß nicht, ob Ihr Sohn schon mit Ihnen gesprochen hat, aber meine Neigung für die süße kleine Braut läßt mich in dieser Stunde die Etiquette vergessen, welche mich sonst in den Aeußerungen lebhaften Gefühls so einengt. Auch Sie, liebe Z . . ., sind mir im Laufe der letzten Jahre etwas aus den Augen geschwunden. Warum thun Sie das?

Es gereicht mir zu besonderer Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß unsere reizende Mathilde durch höchste Entschließung von gestern Abend eine Stiftsstelle in O . . . erhalten hat,

welche ja das gute Mädchen vortrefflich ausstatten wird.“

Es folgte eine genaue Berechnung der Bezüge, welche einer Stiftsdame in D . . . zugesichert waren. Dann versprach die Prinzessin, die Karriere des jungen Diplomaten mit ihrem ganzen Einfluß zu fördern, der von Böswilligen so lange Zeit unterschätzt worden sei. Zum Schlusse gab es einen Glückwunsch für den neu ernannten Hauptmann und die Versicherung ihres Wohlwollens.

Luigi las das Schreiben in dem Gefühle durch, Mathilde sei wirklich ein Racker. Ueber dem Glücke, den Kampf mit der Mutter so leicht ausgefochten zu haben, vergaß er seine Sorgen. Das Unbehagen in der Herzgegend überkam ihn erst wieder, als unter allerlei Ge-

plauder über Hauseinrichtung und Ausstattungskosten der Kaffee getrunken war und die Mutter behaglich in ihrem Lehnstuhl fragte, wo das Geheimnis nun aber stecke.

„Nimm mir's nicht übel, Luigi, aber deine Diskretion gegen mich ist einfach abscheulich. Du machst eine mysteriöse Reise und am Tage deiner Rückkunft verlobt man dich und überhäuft dich und deine Braut mit Geschenken und Gnaden. Die Carlo Fernando's thun nichts umsonst. Wie hast du das angestellt? Du bist doch sonst nicht so geschickt! Du mußt mir alles erzählen und kannst auf Verständnis rechnen."

Luigi preßte mit der linken Hand die Brust zusammen und berichtete über seine Erlebnisse. Von seiner diplomatischen Reise verschwieg er

nur die intimsten Gespräche mit der Prinzessin Maria und der Ex-Königin und verweilte dann lange bei den Versprechungen, welche die Prinzessin ihm für seine Zukunft gemacht hätte. Die Mutter schüttelte von Zeit zu Zeit ungeduldig den Kopf, als ob sie sagen wollte: das ist doch nicht das Geheimnis. Erst als Luigi ganz leichthin und ganz scherzhaft erzählte, der Prinz habe ihn nach starkem Frühstück die verspätete Meldung übel genommen und ihm irgend eine Grobheit an den Kopf geworfen, lächelte sie befriedigt und sagte:

„Das erzählst du sehr gut, Luigino. Nicht wahr, er hat sich gegen Mathilde vergessen? Das sieht ihm ähnlich, dem alten Don Juan. Ja, so ist er!“

Und über das Antlitz der alternden Frau zog

ein jugendlicher Schimmer schöner Erinnerungen. Luigi errötete bis an die Stirnhaare und fragte sich entsetzt, ob ihm noch oft so heiß werden würde beim Namen des Prinzen Carlo Fernando. Ohne der Mutter auf ihre Frage zu antworten, erzählte er nur, was sich seit dem Rencontre zugetragen hatte: das Anerbieten eines Zweikampfs, das Verbot und die Ernennung zum Hauptmann. Den Stoß mit der Faust verschwieg er, er wußte selbst nicht warum. Er konnte es nicht über die Lippen bringen.

Die Frau Obristin vermochte endlich den Schluß des Berichtes nicht mehr abzuwarten. Beide Hände streckte sie ihrem Sohne entgegen und rief mit Stolz aus:

„Das konntet ihr gar nicht besser machen!

Ich heiße Mathilde als meine Tochter herzlich willkommen und will es sie nie entgelten lassen, daß ich andere Pläne mit dir hatte. Du wirst sie mir heute Mittag zuführen und selbst Zeuge davon sein, wie ich sie empfangen werde."

Luigi nahm beide Hände der Mutter zwischen die seinen und drückte sie ein paarmal etwas zerstreut zusammen. Dann sagte er und blickte dabei auf das große Oelbild seines Vaters:

„Und glaubst du nicht, daß es ein böses Gerede geben wird. Ich meine ... am Ende ..."

Die Mutter hatte zur Antwort nur ein Achselzucken. Dann blickte sie mit inniger Dankbarkeit zu dem Bilde ihres Mannes empor,

zerdrückte eine Thräne in ihrem rechten Auge und sagte:

„Weißt du, was dein seliger Vater in solchen Fällen antwortete? Wenn nämlich so junge Leute mit einem Gerede vom Gewissen zu ihm kamen? Er hatte das Wort von einem alten neapolitanischen General. Er fragte die Lieutenants immer: In welcher Straße wohnen Sie? In der Bäckerstraße oder in der Schloßstraße? Jede Straße hat ihre eigene Ehre. Handeln Sie gefälligst nach der Ehre Ihrer Straße. — Hörst du?"

Luigi sprang auf, er war bleich geworden.

„Mutter, dann wohne ich nicht in der Schloßstraße."

„Du Narr, du übersiedelst gerade heute in die Schloßstraße. Jetzt aber geh, du hast Vi=

siten zu machen und mußt gegen ein Uhr deine Braut zu mir herüberholen. Du wirst doch nicht vergessen, einen neuen Waffenrock zu bestellen. Und an dem guten vom Herbst werde ich dir den dritten Stern anbringen lassen."

Luigi zählte, während er die Treppe herunterging, die dienstlichen Besuche, die er im Laufe des Tages zu machen hatte. Hatte sein bester Waffenrock erst die Abzeichen des neuen Ranges erhalten, so mußte er fünf Meldungen machen. Das war langweilig. Er hatte keine Lust, mit irgend wem von seiner plötzlichen Beförderung zu reden, nicht mit dem Hauptmann, nicht mit dem Major und nicht mit dem Oberst. Am liebsten hätte er sich versteckt gehalten oder wäre für vier Wochen erkrankt oder verreist. Unter solchen Gedanken ging er, ohne

stehen zu bleiben, an dem Hause des Offizierschneiders vorüber und befand sich plötzlich vor dem Gasthofe, wo die Kameraden seines Regiments ihren Frühschoppen tranken. Er ging langsam über den Hof nach dem wohlbekannten Hinterzimmer. Es freute ihn, daß er als Hauptmann noch nicht zu erkennen war. Ob wohl die andern bereits von der Geschichte wußten? Er wird es schon herausbringen.

Das Herausbringen war nicht sehr schwer. Die ungefähr fünfzehn Herren, welche anwesend waren, verstummten bei seinem Eintreten, als ob eben von ihm die Rede gewesen wäre. Dann brach unter allgemeiner Heiterkeit ein lärmendes Glückwünschen los. Und wieder wurde es still, als Monteleone dazwischen rief: „Kolossal! Da müßte selbst der alte jüdische Hosenhändler,

oder was er war, zugeben, das ist noch nicht dagewesen. Ist seit gestern Abend Hauptmann und hat noch nicht mehr Sterne als ein Oberlieutenant auf dem Kragen. Du bist wohl Karbonaro geworden, Z . . ., und wirst einst als General ein rotes Hemd tragen wie der Kerl, der Garibaldi?"

Luigi wußte sich kaum zu fassen. Man hatte im Durcheinander zu seiner Verlobung und zu seinem Avancement gratulirt, lustig und kameradschaftlich, formlos aber ohne Formfehler. Dennoch fühlte er, wie ihm wieder die Röte in die Wangen stieg. Er hätte die Sachlage vorher klarer in's Auge fassen müssen. Die Kameraden wußten alles, faßten den Fall aber offenbar nicht tragisch auf. Warum sollten sie auch? Für den einen war es eine Anekdote

mehr, für den anderen ein Anreiz ebenso Karriere zu machen.

Schon wollte Luigi die Glückwünsche mit guter Miene annehmen, als einer der ältesten Lieutenants, der freilich immer über Zurücksetzung klagte, über den Tisch herüberrief:

„Sie haben gut lachen, lieber Z . . ., Fräulein Braut Stiftsdame und Sie Hauptmann! Dafür heirate ich zwei."

Das war nicht schlimm, die Offiziere lachten ganz unbefangen. Luigi spürte eine aufsteigende Hitze bis in die Augen und sagte mit plötzlichem Entschluß, während er sich an den Tisch heransetzte und beim Kellner stumm ein Viertel Gewöhnlichen bestellte:

„Ich danke für die Gratulationen, auch im Namen meiner Braut. Ich habe mich wirklich

gestern mit meiner Kousine verlobt. Die Karten werden erst heute gedruckt werden. Aber von meiner Beförderung zum Hauptmann weiß ich noch nichts . . . ich könnte ja sonst nicht so herumgehen."

Ein eigentümliches Schweigen folgte. Monteleone machte zwar den Witz, Z. . . komme ihm als Hauptmann mit zwei Sternen halb nackt vor; aber man lachte nicht recht. Es bildeten sich unmerklich zwei Gruppen. Die um Monteleone bespöttelten Luigi's angebliche Unkenntniß. Er solle sich doch zufrieden geben und nicht zu viel auf einmal verlangen. Er solle mit dem Major bis zur Hochzeit warten. Der Scherz wurde fortgesetzt. Ohne Bosheit, aber ganz rücksichtslos verband man Verlobung und Avancement.

Die andere Gruppe bestand nur aus vier Offizieren, den vornehmsten und reichsten des Regiments. Sie waren Luigi's intimer Umgang, und er hatte wahrzunehmen geglaubt, daß sie alle an ihm vorübersahen. Jetzt, da er die Glückwünsche zum Hauptmann ablehnte, tranken sie ihm zu und suchten ihn in ihre Mitte zu ziehen. Luigi aber trank seinen Schoppen ruhig aus; er hätte blos seine Verlobung persönlich anzeigen wollen und müßte heute noch von Pontius zu Pilatus laufen. Er stand auch sofort auf, um sich zu entfernen, und hörte noch in der Thür zwanzig lustige Redensarten über sein Glück durcheinander schallen. Auf dem Hofe holte ihn sein Freund Graf L . . . ein, einer von den Vieren.

„Du, Z . . ., so lauf doch nicht so.

Du bist doch ein famoser Kerl. Ich habe dich auch vorhin verteidigt. Du hast ganz recht, der dritte Stern darf nicht angenäht werden, bevor der Prinz sich nicht geschlagen hat."

Z . . . atmete auf und drückte dem Grafen fast heftig die Hand.

„Endlich! Ich danke dir L . . ., man weiß ja gar nicht was man denken soll . . . Er wird schwer dazu zu bringen sein."

Graf L . . . pfiff erstaunt vor sich hin, während er Luigi auf die Straße begleitete.

„So, so? Er macht also doch Schwierigkeiten? Aber gieb die Hoffnung nicht auf. Wir leben in einer kuriosen Zeit. Vielleicht kannst du ihn doch zwingen, wenn nicht mit

dem Säbel so doch mit der spada d' Italia. Auf Wiedersehen!"

Jetzt wußte Luigi, woran er war. Was der Hof ihm zumutete, was seine Mutter und seine Braut von ihm erwarteten und wozu er sich selbst beinahe schon überredet hatte, das wurde von den meisten Kameraden als selbstverständlich angesehen, als selbstverständlich wie Essen und Trinken und wie jede andere Gewohnheit des Lebens. Aber mit seinem innersten Gefühl stand er doch nicht allein. Aus dem Grafen, der ihm lieb war, sprach sein eigenes Gewissen.

Luigi von Z . . . schlenderte die Straße zurück und blieb plötzlich vor dem Laden eines Papierhändlers und Lithographen stehen. Er trat ein, um die Verlobungsanzeige zu bestellen,

ließ sich allerlei Muster vorlegen, konnte aber keine rechte Wahl treffen. Da hätten auch die Damen mit darein zu reden. Der Mann sollte mit einigen Schriftproben im Laufe des Nachmittags zu Frau Oberst von Z . . . dort und dort kommen.

Luigi mußte nun doch wohl seinen Oberst aufsuchen. Die verdammte Duellgeschichte hatte ihn ganz vergessen lassen, daß er den Chef schon wegen seiner Verheiratung sofort aufsuchen mußte.

Die Ordonnanz meldete, der Herr Oberst sei zwar gerade beim Speisen, werde aber sofort erscheinen. Und wirklich, Z . . . hatte kaum Zeit einen Blick in den Spiegel zu werfen und seine Gestalt etwas strammer zusammen zu nehmen, als der Oberst schon auf der Schwelle

erschien. Er wischte, bevor er die Thür hinter sich schloß, noch einmal den kurzen, weißblonden Schnurrbart und fuhr sich dann mit der linken Hand von rückwärts über das kurze, weiße Haar, eine bekannte Bewegung, von allen Offizieren als Zeichen von Ungeduld gefürchtet. Man sah es dem mächtigen, knochigen Gesichte an, daß er ungemein hart sein konnte. Luigi von Z . . . wollte wegen der schlecht gewählten Stunde um Entschuldigung bitten, aber der Oberst unterbrach ihn stirnrunzelnd:

„Ich werde wohl speisen dürfen, wann ich will, Herr Hauptmann? Uebrigens habe ich Sie erwartet."

Was wollte der Mann von ihm? Er hatte ihn erwartet? Luigi trug seine Verlobungsangelegenheit vor. Der Oberst machte eine

rasche Handbewegung. Der Hauptmann solle das schriftlich mit der Adjutantur abmachen, es sei alles in Ordnung.

Es entstand eine Pause. Endlich rief Luigi mit hervorbrechendem Gefühl:

„Sie sagen, Sie haben mich erwartet, Herr Oberst. Darf ich außerdienstlich mit Ihnen sprechen? Wollen Sie mir raten?"

„Nehmen Sie Platz, Herr Hauptmann. Aber Sie irren sich, die Sache ist dienstlich. Und Sie verlangen meinen Rat nur deshalb, weil Sie ihn nicht befolgen wollen."

„Herr Oberst, Sie waren der Freund meines Vaters. Sie haben ihn sterben sehen. Was soll ich thun?"

Das Gesicht des Obersten nahm einen merkwürdigen Ausdruck an. Als wäre ein lebens-

langer Haß endlich gesättigt, und doch wieder mit herzlicher Teilnahme blickte er den jungen Mann an.

„Also außerdienstlich! Ich war nicht der Freund Ihres Vaters. Seit dem Tage, daß er vor mir Oberlieutenant wurde, obwohl er um zwei Jahre jünger und nicht eifriger war, habe ich ihn beneidet, um seinen Namen, um seinen Rang, um seine Frau und endlich um seinen Tod. Ja, auch darum. Ich war nicht sein Freund, aber ich habe ihn sterben sehen, das ist wahr. Und er starb anders, als Ihre Familienlegende erzählt, Herr . . . Oberlieutenant. Außerdienstlich!"

„Was soll ich thun, Herr Oberst?"

„Ich kann Ihnen nicht raten, ich bin nicht von Adel."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Oberst!"

„Ich bin nicht von Adel, sage ich Ihnen! Ich gehöre nicht zur Familie. Was Ihnen passirt ist, könnte ein bürgerlicher Offizier nicht überwinden. Ich glaube nicht, daß er es ertragen könnte. Aber Sie! Sie bleiben, wer Sie sind. Ein kleiner Streit in der Familie! So wenigstens haben es die Herren aufgefaßt. Fragen Sie einen adligen Oberst von meinem Alter, oder einen General."

„Wollen Sie damit sagen, Herr Oberst..."

„Gar nichts will ich sagen. Ich will Ihnen nur nicht raten, weil ich nicht Ihr Standesgenosse bin."

„Und wenn ich ein bürgerlicher Offizier wäre?"

Der Oberst stand auf und stemmte seine beiden Fäuste auf den Tisch.

„Außerdienstlich! Als Ihr Vater den Befehl zu seiner letzten Attacke bekam — er reichte mir das Blatt noch vom Gaul herunter — da rief er in das Kommando hinein ganz laut einen gotteslästerlichen Fluch. Aber er gehorchte. Und als er starb, wiederholte er leise denselben Fluch . . . Er ist für seinen Chef gestorben, aber gern hat er's nicht gethan . . . Wenn ich als bürgerlicher Offizier in Ihrer Lage wäre, so würde ich es vor allem nicht wagen, vor meinem Oberst ohne Rangabzeichen zu erscheinen. Nicht wagen und nicht daran denken! Denn in Ihrem Alter würde es mich als einen bürgerlichen Offizier überglücklich machen, Hauptmann zu werden. Und ich würde als bürger-

licher Offizier meinem höchsten Herrn nicht eine Sekunde auch nur in Gedanken ungehorsam sein. Ich würde für mich ehrerbietigst danken und dann . . . als Hauptmann sterben, wie Ihr Vater als Oberst starb. Das Fluchen steht Ihnen frei."

Luigi von Z . . . war längst aufgestanden und blickte dem Oberst bleich in das harte Gesicht.

„Sterben?"

„Ich glaube nicht, daß ich in Ihren Verhältnissen als bürgerlicher Offizier lange Hauptmann bliebe."

Der Oberst und der junge Offizier schauten einander lange in die Augen. Endlich zuckte der Oberst die Achseln. Luigi von Z . . . verbeugte sich ernst und wollte gehen. Da er-

griff der alte Mann plötzlich seine beiden Hände und suchte wieder seine Augen. Eine furchtbare Erschütterung schien den Körper des Obersten zu durchfliegen. Er preßte die Hände Luigi's, der einer Ohnmacht nahe war, wie mit Schraubstöcken.

„Z . . .," sagte er endlich wie mit väterlicher Vertraulichkeit, „ich mußte es dir sagen. Ich mußte! Und wenn auch du mit einem Fluche sterben solltest, nicht mir!"

„Nicht Ihnen," murmelte Luigi. Der Oberst holte rasch aus dem Nebenzimmer ein Glas Wein herbei und streichelte liebkosend Luigi's Schulter, während dieser trank.

„Uebrigens," sagte der Oberst zögernd und tröstend, „versuche doch dein Glück. Vielleicht kommt das Duell noch zu Stande."

Wie neu belebt sprang Luigi auf.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren, Herr Oberst, ich will mein Glück versuchen.“

„Melden Sie es mir auf der Stelle, dienstlich, wenn es Ihnen gelungen ist.“

Auf der Stelle fuhr Luigi von Z . . . . nach dem Schlosse, wo er als Adjutant des Prinzen mit den meisten Hofbeamten auf gutem Fuße stand und schon oft wegen geringfügiger Ursachen leichten Zutritt zum Kabinet des Herzogs erhalten hatte. Auch heute gelangte er an Wachen und Dienern vorüber unangefochten bis in das Vorzimmer. Hier aber trat ihm ein Flügeladjutant, der nur auf ihn gewartet zu haben schien, sofort mit der Erklärung entgegen, der höchste Herr sei unter keinen Umständen zu sprechen, über jede Minute des heu-

tigen Tages wäre bereits verfügt. Ganz abgesehen von den politischen Sorgen.

Luigi versuchte, wenigstens den Adjutanten für sich zu gewinnen und wollte ihm seinen Fall vortragen. Der aber hatte keine Zeit.

„Morgen, morgen, lieber Z . . ., heute giebt es zu viel zu thun. Die Abreise des Prinzen ist zu plötzlich gekommen. Sie begleiten ihn nicht? Ich werde seiner Hoheit zu melden suchen, daß Sie für morgen um eine Audienz nachgesucht haben, um sich für das Avancement zu bedanken."

„Aber — — —"

„Was für ein aber denn? Es ist doch selbstverständlich, daß die Audienz keinen anderen Zweck haben kann. Nicht haben kann, hören Sie, lieber Z . . . Sie denken doch wohl

nicht daran, dem höchsten Herrn eine Scene zu machen. Das ist einfach unmöglich. Also auf morgen."

Luigi wußte, daß ihn nur zwei Thüren und ein Zwischenzimmer vom Kabinet trennten. Der Flügeladjutant verließ das Vorzimmer, und doch sah Z . . . ein, daß der Zutritt nicht zu erzwingen war. Es war Wahnsinn nur daran zu denken. Und schon den Versuch hätte man als die That eines Wahnsinnigen behandelt. Oder als kindisches Thun. Ebenso gut konnte er einen Flitzbogen gegen den steinernen Riesen richten, wie gestern der Makaronibub.

Er verließ das Vorzimmer und suchte den Hofmarschall und Chef des Privatkabinets in seinem Bureau auf. Das war ein freundlicher,

alter Herr, der jede schroffe Gesprächswendung haßte und auch für den ärmsten Bittsteller Zeit übrig hatte. Z... hatte jetzt erfahren, wie man ihn absichtlich mißverstand, wenn er sein Anliegen vorsichtig vorbringen wollte. Er sprach also deutlich. Der alte Herr ließ ihn Platz nehmen und entwickelte freundlich seine Meinung über den Fall. An Stelle des Herrn Hauptmanns wäre er vielleicht selbst in Verlegenheit, obwohl solche Ehrenhändel in vier Wochen anders aussähen als am ersten Tage. An Stelle des Herzogs, wenn er sich gestatten dürfte, sich auch nur im Geiste an dessen Stelle zu versetzen, würde er freilich die Erlaubnis zu einem solchen Zweikampfe nie erteilen. Immerhin danke er dem Herrn Hauptmann für seine interessanten Mitteilungen, die für das

Archiv des Hauses von Bedeutung sein würden. Einen Rat, der doch wahrscheinlich gewünscht würde, wage er freilich nicht zu geben. Der Herr Hauptmann habe eine direkte Parteinahme erhofft? Das Kabinet solle sich für die Audienz erwärmen? Unmöglich, ganz unmöglich.

„Die Unterhaltung war mir sehr lehrreich lieber Z . . ., aber Sie sind ja kein Neuling im Hofdienst. Ganz undenkbar! Die Sache gehört garnicht in mein Ressort. Vielleicht versuchen Sie es durch das Kriegsdepartement. Nämlich, lieber Z . . ., wenn Sie seine Hoheit den Prinzen wirklich als einen einfachen Offizier betrachten wollen. Das kann ein Prinz von Geblüt aber gar nicht sein. Sehen Sie, lieber Z . . ., das ist der feinste Punkt in

der berühmten Duellfrage. Das Duell ist eine Erfindung für den Adel, jawohl, in der Neuzeit auch für andere Offiziere. Die Majestät gehört nicht zum Adel. Die Majestät gehört nicht zum Duell. Die Majestät kann nicht beleidigt werden und nicht beleidigen. Wer das leugnet, leugnet die göttliche Weltordnung. Ebenso gut dürfte ein König oder Herzog eine Bürgerliche heiraten. Das ist doch' ein Unding."

Luigi von Z . . . verließ das Schloß und fuhr in das Kriegsdepartement. Ein älterer Hauptmann nahm seine Meldung ruhig entgegen. Er ließ den ungeduldig Harrenden gegen eine Viertelstunde allein, kam dann zurück und sagte:

„Ich habe Sie nicht gemeldet Herr Kamerad,

und glaube Ihnen damit einen Dienst erwiesen zu haben. Der Chef ist furchtbar aufgebracht gegen Sie. Als ich in sein Zimmer trat, war gerade von Ihrer Affaire die Rede. Es wurde erzählt, daß Sie sich immer noch in Oberlieutenantsuniform in der Stadt herumtreiben und aufrührerische Reden führen. Der Chef meinte, es müßte ein Exempel statuirt werden, wenn das bis heute Abend so weiter ginge. Unter uns, er hat von Ihrer Ernennung gestern Abend oder vielmehr heute Nacht Aerger und Mühe genug gehabt. Ich sagte also gar nicht, daß Sie hier sind. Wollte ich Sie melden, so würden Sie sich eine böse Behandlung gefallen lassen müssen. Und Sie scheinen ja empfindlich zu sein."

Luigi verließ das Kriegsdepartement und

fuhr nach Hause. Er nahm einige Bissen von dem, was die Mutter ihm vom Mittagessen aufgehoben hatte. Die Frau Obristin war mit der Eßlust, mit dem Aussehen und vor allem mit der Uniform ihres Sohnes unzufrieden. Er sah heute salopp aus, wie in Civil, hätte sie gesagt, wenn sie nicht gefürchtet hätte, ihn zu beleidigen.

Um ein Uhr sei Mathilde dagewesen. Allein. Nicht sehr schicklich, aber Luigi sei entschuldigt.

„Sie ist ein bischen zu sehr verliebt, aber sonst ein kluges und gewandtes Mädchen. Du kannst dich in praktischen Dingen getrost ihrer Führung überlassen.“

„So erwartet sie, daß ich mich füge?“

„Aufrichtig, Luigino, sie hat nicht ja und nicht nein gesagt. Sie habe ein reines Ver-

trauen zu deinem Charakter. Sie werde deine Entscheidung in freiem Gehorsam hinnehmen. Sie solle übermorgen mit dem prinzlichen Paar nach Rom reisen. Die Prinzessin sei sehr gnädig gewesen. Mathilde wird reisen oder bleiben, wie du es bestimmst."

„Mutter!"

„Laß sie nur mitfahren — das ist gut, sage ich dir. Und ein paar Wochen fortbleiben. Bis dahin wird alles geordnet und vergessen sein. Aber so rege dich doch nicht so auf. Du kannst doch nichts anderes thun, als was allein möglich ist."

Aengstlich und schonend geleitete sie den Sohn auf seine Stube und zeigte ihm da, während sie begütigend seine Hand streichelte, einen funkelnagelneuen Waffenrock mit den Haupt-

mannsabzeichen. Sie hatte das Kleidungsstück ganz verlockend über die Lehne eines Stuhles gebreitet. „Denk nur, der Schneider hat es von selbst gebracht. Extratuch. Nett. Was? Er hat gemeint, du müßtest jetzt von Kopf bis Fuß neu equipirt werden. Der Schneider wundert sich gar nicht, daß du Hauptmann geworden bist"

„Wirklich? Der Schneider freute sich wahrscheinlich sogar darüber. Schade, daß ich kein Schneider bin."

„Aber Luigino!"

„Ich bitte dich, Mama, warum hast du mich nicht gleich mit dem Vaterunser gelehrt, daß ich mich einst für Geld und gute Worte werde prügeln lassen müssen. Du weißt ja doch alles."

Der Frau Obristin traten ein paar Thränen in die Augen.

„Wie du das nur sagen kannst! Wie du das nur sagen kannst. Man muß doch seine Kinder gut erziehen! Das andere kommt dann schon von selber. — Wohin willst du schon wieder?"

„Noch einige Reconnaissance-Visiten abstatten."

„Aber doch nicht so! Du mußt den neuen Waffenrock anziehen."

Luigi wurde jetzt so heftig, daß die Mutter ihn allein ließ. Allein mit dem Waffenrock. Das Extratuch würde schon wirken, hoffte sie.

Luigi legte sich auf sein Sopha, um zu schlafen. Aber der Schlaf kam nicht. Nur so müde und zerschlagen fühlte er sich, als ob er

11*

sechzehn Stunden Marsch bei Regen hinter sich hätte. Man hätte ihn umwerfen, niedersäbeln, man hätte ihn prügeln können. Und er empfand es als eine Wohlthat, daß er in diesem Zustand nicht denken konnte. Wenn man ihn plötzlich nach seinem Namen gefragt hätte, er hätte die Antwort nicht gewußt, und im Uebrigen entsann er sich an nichts, an rein gar nichts. Er hatte es satt und wollte ausruhen und hatte keine Lust, noch weiter umherzulaufen. Das war sein ganzer Horizont. Dazu kam höchstens noch die Kenntniß, daß seine Mutter ein helles Seidenkleid trug, und daß drüben der steinerne Roland kein Recht hatte, ihm so blödsinnig in's Fenster hinein zu sehen.

Diese Hilflosigkeit dauerte eine gute Stunde. Dann hörte Luigi vom Platz herauf den schar-

fen Tritt einer kleinen Abteilung Soldaten, die wohl eine Wache ablösen ging. Das weckte ihn. Er sprang auf und taumelte. Dann raffte er sich zusammen, machte vor dem Spiegel ziemlich sorgfältig Toilette; aber er blieb in dem Waffenrock, den er an hatte. Den Hauptmannsrock warf er in die Ecke.

Er ging zur Mutter hinein und ließ sich nun ordentlich zu essen und zu trinken geben. Er habe Kräfte nötig. Dann ging er an die Arbeit. Klar und deutlich stand es vor ihm, daß er entweder das Duell mit dem Prinzen erzwingen, oder unrühmlich verschwinden müßte. Ob er dann mit Mathilde außer Landes ging, oder ob er sich und ihr oder sich allein eine Kugel durch den Kopf jagte, das war einerlei. Da also sein Leben in Frage stand, wollte er

kein Mittel unversucht lassen, um dem Herzoge die Erlaubniß zum Duell abzunötigen. Er wollte das Schloß ganz regelrecht belagern, mit allen Mitteln der Kunst, und auch die kleinste Möglichkeit einer Hülfe nicht verschmähen. Der Fäden waren so viele, welche vom Adjutanten des Prinzen Carlo Fernando zum Herzoge führten, daß es gelingen mußte. Luigi hatte sich ja eben erst als Diplomaten bewährt.

Von dieser Stunde bis gegen Mitternacht und dann am folgenden Sonntag vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte die Belagerung. Luigi überging nicht einen seiner Freunde, nicht einen seiner Kameraden, nicht eine einzige Behörde, keinen Kammerdiener und nicht den Leibkutscher. Er gab seine Karte bei den beiden alten Marquisen ab, welche im Rufe

standen, in wichtigen Augenblicken das Schicksal des kleinen Staates zu bestimmen, und er wartete im Vorzimmer der kleinen französischen Sängerin, bei welcher der Herzog über alles plauderte, was im Kabinet vorkam. Der Herzog konnte, so klein die Stadt war, täglich durch Laune oder Zufall mit mehr als zweihundert verschiedenen Menschen in Berührung kommen. Am Abend des Sonntags hatte Luigi jeden von diesen zweihundert um Wohlwollen gebeten oder es sonst zu gewinnen gesucht. Er brauchte seine Geschichte nicht zu erzählen. Jedermann kannte sie. Die Marquisen so gut wie der Leibkutscher. Und ob er ganze Familien und ganze Zirkel zusammen fand, ob er unter vier Augen mit einem General oder mit einem Hofdiener verhandelte, überall wurde ihm

dieselbe mitleidige, aber entschiedene Antwort zu Teil: Nichts zu machen! **Niente da far**! Man konnte wahnsinnig werden oder auch darüber lachen, je nachdem man von dieser komischen Regelmäßigkeit persönlich betroffen war oder nicht.

Schon am Samstag Abend war Luigi zu der klaren Ueberzeugung gekommen, das Schloß sei uneinnehmbar. Niemals würde der Herzog in einer solchen Sache seinen Befehl zurücknehmen. Luigi schlug, als er um Mitternacht schwankend wie ein Trunkener nach Hause zurückkehrte, die geballte Faust mit voller Kraft auf das Postament des steinernen Riesen nieder. Ob es wohl von der Stelle rücken wird? Jawohl, die Hand schmerzte, aber der Riese rührte sich nicht. Da war für einen Löwen,

der im Eisenkäfig der Menagerie gefangen saß, eher ein Entkommen möglich, da durfte der Löwe eher hoffen, mit seinen Pranken die Eisenstäbe zu verkrümmen oder zu zerschlagen, als der Lieutenannt die Mauer durchbrechen konnte, die ihn vom Prinzen trennte. Gab sich aber der Löwe deshalb zufrieden? War es nicht ein Hundsfott von einem Löwen, der nicht das Futter verschmähte und nicht seine Kraft an dem Eisengitter ertötete? Nur Hundsfötter waren die zahmen Löwen, die sich im Käfig wohlfühlten und das Futter nahmen, Fleisch von Aas, von gefallenen Pferden, pfui!

Die Nacht zum Sonntage kam Luigi nicht zu Bette. Wie ein wildes Thier ging er in seiner Stube auf und nieder und hätte gern an den

Stäben seines Käfigs gerüttelt. Wenn er aber ans Fenster trat, so sah er nur den Palazzino des Prinzen und den steinernen Riesen vor sich. Das Fenster war unvergittert, und er konnte sich jeden Augenblick bequem auf das Pflaster werfen, wenn das nur ein militärischer Tod gewesen wäre, und der Sturz vom ersten Stock eines Hauses überhaupt mehr als eine Kinderei, für die man mit Recht ausgelacht würde. In Rom oder Paris gab es noch Häuser von sechs Stockwerken, die eine Aussicht in die Freiheit gewährten. Aber hier in diesem elenden Neste ragte ja fast der steinerne Riese über die Häuser der Piazzetta hinaus.

Und der Sonntag brach an mit einem Kirchengeläute, als ob die hundert Kirchen Roms ihre Glocken alle vor dem Fenster des Oberlieute-

nants geschwungen hätten. Und der Oberlieutenant lief weiter von Haus zu Haus. Dreimal im Laufe des Tages rannte er die wenigen Stufen zur Wohnung des Conte L . . . hinauf. Zweimal wurde er von dem Freunde mit demselben sorgendem Blick empfangen und zweimal verließ er die kleine Villa wieder, ohne daß es zu einer rechten Aussprache gekommen wäre. Als er das dritte Mal wieder kam und sich erschöpft auf das Sopha niederwarf, sagte L . . .:

„Du solltest lieber die Zeitung lesen. Savoyen rüstet ernsthaft. Napoleon ist italienisch. England vermittelt vergebens. Ich weiß noch mehr . . .“

Luigi hörte gar nicht zu. Er stürzte wieder fort und begegnete auf der Straße dem

Kameraden Monteleone, der ihn spöttisch begrüßte und ihm mit dem Finger drohte.

Luigi verbrachte auch den ganzen Sonntag Nachmittag mit dem, was er jetzt nur noch höhnisch die Belagerung des Schlosses nannte; aber er hatte jede Hoffnung aufgegeben. Er hielt es nur für seine Pflicht, nichts unversucht zu lassen. Fast zu jeder Stunde hatte er es auf einem neuen Wege unternommen, bis zum Prinzen Carlo Fernando zu dringen. Ein einziges Mal gelangte er bis zum Stabsarzt, der ihm die Hand verweigerte. Der Prinz habe strengen Zimmerarrest bis zum Augenblick der Abreise. Luigi würde unter keinen Umständen bis an ihn gelangen. Der Prinz werde abreisen und die Ueberzeugung mitnehmen, jede Pflicht erfüllt zu haben.

„Von Ihrer verrückten Aufgeregtheit haben wir ihm selbstverständlich nichts erzählt. Er weiß, daß Sie Hauptmann geworden sind und wird Ihnen seine weitere Gunst nicht entziehen."

Es war Sonntag Abend und nach Sonnenuntergang, als Luigi wieder über die Piazzetta schritt und einen Reisewagen bemerkte, der im Hofe des Schlosses mit Koffern beladen wurde. Er trocknete sich den Schweiß unter seinem Tschako und versuchte einen verzweifelten Weg. Ueber den Hof des Palazzino, an dem Reisewagen vorüber, betrat er eine der Diensttreppen des Hauses. Er begegnete einer Kammerdame und zweien vom Gesinde. Sie sahen ihn alle verwundert an, ließen ihn aber gewähren. In den Korridoren verirrte er sich

einmal und geriet an eine Thür, die von einer Schildwache besetzt war. Er kehrte um und fand endlich die Appartements der Prinzessin. Während er noch zögerte, trat Mathilde heraus. Sie hatte seinen Schritt erkannt.

Sie solle ihn bei der Prinzessin melden. Mathilde war bleich. Sie handelte gegen ein ausdrückliches Verbot, wenn sie den Oberlieutenant einließ.

„Du zögerst nicht, Tildina?"

„Ich? Wenn ich deinen Willen kenne? Mein Luigi, begreifst du nicht, was ich dabei fühle, wenn ich „mein" sage? Du bist nicht nur mein Liebster, ich bin nicht nur deine Braut. Die Not hat uns vermählt. Ich bin dein Weib. Du bist mein Mann. Befiehl!"

„Du!"

Nur die Hände reichten sie sich innig, dann ging das Hoffräulein ihn zu melden.

Sofort erschien sie wieder. Luigi durfte eintreten Die Prinzessin empfing ihn allein.

Während er Atem schöpfte und plötzlich auf's neue Hoffnung faßte, redete die Prinzessin einige gütige Worte, in denen sie ihrer Freude Ausdruck gab, dem jungen Diplomaten persönlich ihre Glückwünsche aussprechen zu können.

„Sie haben auf's neue einen Einblick thun können in das opferreiche Leben, welches wir Großen führen, zu denen ihr wie zu Göttern emporschaut. Sie, mein lieber Luigi, sind fortan kein Fremder in meinem Hause und haben ja bereits erfahren, daß eine mächtige Hand Sie

beschützt. Gehen Sie mit Gott und bleiben Sie mir ergeben!"

Endlich konnte Luigi sprechen. Er begann wie ein Hofmann in den vorsichtigsten Ausdrücken und schilderte dann mit leidenschaftlichen Worten seinen Schmerz über die ungesühnte Beleidigung des Prinzen. Und es war halb ein natürliches Gefühl, halb der Wunsch auf den romantischen Sinn der Prinzessin zu wirken, als er sich ihr schließlich zu Füßen warf, die dargereichte Hand mit Küssen und Thränen bedeckte und nach einem leisen Hilferuf ängstlich verstummte. Die Prinzessin war sichtlich bewegt, blickte zufrieden zu ihm nieder, ließ ihm ihre Hand und sagte, selbst unter Thränen, indem sie ihn plötzlich duzte:

„Das ist sehr ergreifend! Du hast sehr

viel gelitten, Aermster! Nun, desto besser, daß alles geordnet ist."

Luigi starrte sie an. Sie hatte ihn gar nicht verstanden.

„Nichts ist geordnet, teuerste Prinzessin," rief er heftig, ohne seine demütige Stellung aufzugeben. „Der Prinz hat mich in Gegenwart meiner Braut geschlagen und versagt mir die Genugthuung. Daß man mich dafür befördert, daß man meiner Braut eine Aussteuer giebt, daß wir uns sobald heiraten können, das ist alles gütig und gnädig. Aber meine Ehre giebt es mir nicht wieder. Meine Ehre! Teuerste Prinzessin, erbarmen Sie sich meiner! Beim heiligen Blute des Heilands und bei den Schwertern im Busen der Mutter Gottes beschwöre ich Sie, helfen Sie mir! Der Herzog hat das

Duell verboten, ich weiß es. Aber der Prinz, Ihr hoher Gemahl, wird mir das Duell trotzdem nicht verweigern, wenn er erfährt, daß ich wie um ein Geschenk darum bitte. Er ist so dicht umgeben, daß mein Ruf nicht zu ihm dringen kann. Man redet ihm ein, ich hätte mir meine Ehre abkaufen lassen. Ich aber will das nicht. Sie, teuerste Prinzessin, werden meine Bitte dem Prinzen vorbringen! Ich will ja nichts als einen Säbelhieb. Ich schwöre bei St. Georg, ich will still halten und auf mich einhacken lassen, wie auf einen Eichenklotz! Aber ich muß mich mit dem Prinzen schlagen."

Die Prinzessin erhob sich plötzlich. Ihr reizloses Gesicht hatte sich verwandelt. Etwas wie Verachtung war darin zu erblicken.

„Das kommt davon, Herr Hauptmann,"

sagte sie kühl, „wenn man gütig ist. Sie scheinen zu vergessen, wer Sie sind!"

„Prinzessin!" rief der Lieutenant außer sich, „wann war es denn? War es nicht gestern, daß Sie mir versprachen, ich könnte in jeder Lebensnot Ihrer Gnade sicher sein? . ."

Luigi blickte auf und erhob sich schnell, als er das Gesicht der Prinzessin sah.

„Wenn Sie mit meiner Gnade Wucher treiben wollen, Herr Hauptmann . . ."

Luigi machte eine tiefe Verbeugung und ging. Wohl war es ihm, als ob sich im Zimmer Mathildens die Thürklinke rührte, aber er wandte sich nicht um.

Zum vierten Mal ging er zum Conte. Derselbe fragende Blick, dasselbe Achselzucken

zur Antwort. Luigi verschmachtete. Conte L . . . brachte persönlich einige Erfrischungen.

Was nun? Der Graf gab offen zu, daß er ein persönliches Interesse an dem Ausgang der Sache nehme. Wenn der Herzog in dieser Weise nicht nur den Pöbel behandelte, der sich's gefallen ließ, sondern auch die wenigen Adligen, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten, nun dann war auch ein Conte L . . . seiner Ehre nicht mehr sicher und hatte nicht übel Lust, seinem Souverain den Krieg zu erklären.

„Da haben wir's ja bei den verdammten Demokraten besser. Der Fürst will mich ducken. Aber der größte Schreier unter den Carbonari, selbst der kleine Advokat drüben im Café respektiert meine Vorrechte, wenn auch nicht in der Theorie, so doch durch seine Bücklinge. Und

diese ungefährlichen Republikaner sind Agenten Sardiniens. Ich hoffe sehr viel von dem Hause Savoyen."

Luigi hörte nicht. Er bat um die Erlaubnis, einige Briefe schreiben zu dürfen. Der Graf lockte ihm, während im Arbeitszimmer Licht gemacht wurde, einiges über die vergeblichen Versuche der beiden letzten Tage heraus. Dann schrieb Luigi drei Briefe: an den Prinzen, an den Dottore und an den Kapitano. Der Graf übernahm es, die Schreiben durch einen seiner Diener besorgen zu lassen, als ob sie von ihm kämen. Aber er lächelte ironisch.

„Du bist Adjutant gewesen, lieber Luigi, aber du kennst den Geist dort dennoch nicht. Den Riesen von Stein oder von Eisen."

Luigi blickte überrascht auf. Dann ging

er nach Hause. Wieder überfiel ihn ein Zustand vollkommener Hilflosigkeit. Er warf sich, halb ausgekleidet, auf sein Bett und schlief ein. Furchtbare Träume quälten ihn. Er lernte in dieser Nacht die Todesangst kennen. Er war in der Schlacht und hörte lustig die Kugeln pfeifen. Da kamen durch die Luft unter gräßlichem Sturmesheulen der Oberst und der Conte L . . . auf ihn zugeritten, jeder mit einer Reiterpistole in der Faust. Der Oberst stellte sich zu seiner Rechten, Conte L . . . zu seiner Linken, und sie setzten die Pistolenläufe an seine beiden Schläfen und zählten langsam und bedächtig: eins — zwei — und —

Zu „drei" kam es nicht. Lieber tot sein, als diese Qualen ausstehen. Wie unendlich lange sich das hinzog. Eins — die Schlacht

war zu Ende und Luigi hatte zwei Meilen zu reiten, und der Oberst hatte die Eins noch nicht zu Ende gesprochen. Die „Zwei" dauerte so lange, daß die Sonne darüber aufging, und wie der große Zeiger am Zifferblatt langsam über das Himmelsgewölbe zog und wieder unterging. Und erst dieses unendliche „Und"! Luigi schloß die Augen und wartete und wartete. Er hörte keinen Schuß. Er mußte ein Ende machen. Er selbst wollte „drei" kommandiren. Aber ob er auch wie im Todeskampf sich mühte, er konnte keinen Ton hervorbringen. Ob er auch sich anstrengte, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang, er fühlte nur den Schmerz, den ihm die beiden Pistolenläufe verursachten, und er vermochte unter Stöhnen höchstens die Augen aufzureißen.

Es war heller Tag und draußen wütete die Tramontana. Die Tramontana war ihm im Schlafe als das Toben der Schlacht erschienen. Sie sauste über die Piazzetta herüber und pfiff über die Häuser hinweg. Sie rüttelte an den Fenstern und machte die Wände erbeben. Auf dem flachen Dache über Luigi's Schlafstube, mußte sie etwas losgerissen haben. Er glaubte immer noch zu träumen, so heftig donnerten die Kanonenschläge gegen die Grundmauern des Hauses. Oder war er wirklich immer noch inmitten der Schlacht?

Er sprang zum Fenster. Die Piazzetta war fast menschenleer. Vor den Häusern lagen Trümmer von Stuck und Ziegelsteinen. Drüben, auf dem Kirchendache, hatte der Sturm die starke Blechbekleidung losgerissen. Eine Elle

breit und einige Klafter lang flatterte das schwere Metall wie eine Fahne im Wind und schlug da und dort krachend gegen die Dachsparren, daß der Schiefer unter dem Bombardement nur so splitterte. So war ja auch das Stampfen und Stoßen über seinem Kopfe zu erklären. Luigi war nicht in der Schlacht. Er hatte nur sich selbst umzubringen und vorher durch den heulenden Sturm hindurch seine Abschiedsbesuche zu machen.

Er machte sorgfältig Toilette. Zuletzt zog er den neuen Waffenrock mit den Hauptmannssternen an. Er begab sich in das Wohnzimmer zur Mutter.

„Die Madonna sei gelobt!" rief diese, als sie seine Uniform erblickte. „Ich hätte die ganze Nacht kein Auge schließen können, auch wenn

die Welt nicht unterginge. Heilige Mutter Gottes, das Haus stürzt ein!"

Luigi beruhigte sie und schickte die Magd hinaus, die aus Angst herein geschlichen war. Eine gewöhnliche Tramontana.

Die Mutter bekreuzigte sich und sie reichte ihm drei Briefe. Die an den Prinzen und an den Dottore waren uneröffnet zurückgekommen, vom Kapitano einige höflich ablehnende Zeilen. Luigi trank eine Tasse schwarzen Kaffee und ließ die Mutter reden, ohne zu hören. Sie erzählte ihm etwas aus der gestrigen Zeitung. Aus Turin schienen bedenkliche Nachrichten eingetroffen zu sein. Luigi fuhr plötzlich auf und wurde an die Todesangst der Nacht erinnert. Es hatte draußen geklingelt.

Ein hübsches junges Küchenmädchen aus

dem Palazzino schlüpfte herein. Durch ihren Geliebten, einen Soldaten der Wache, der sich der Gnade des Herrn Hauptmann bestens empfahl, war ihr ein Brief zugesteckt worden. Sie legte den Brief feierlich in Luigi's Hand, und fort war sie.

Mathilde schrieb:

Sie sei seit gestern Abend auf das Strengste bewacht. Schlag zwölf Uhr werde die Reise vor sich gehen. Der Prinz und die Prinzessin seien vollkommen ausgesöhnt.

„Handle wie du willst, mein Geliebter, und bestimme über mein Leben. Willst du dich unterwerfen, so werden wir nach einigen Wochen Mann und Frau sein. Hast du aber anders beschlossen, so sprich ein Wort und ich folge dir, wohin du willst, hier wie im Jenseits, und

sei es auch der Weg der Sünde! Die Mutter Gottes und alle Heiligen mögen für mich bitten! Du bist mein geworden in diesen schweren Tagen, ganz mein. Ich bin dir treu wie du dir selber treu bist. Bleib' dir nur treu, nichts weiter verlange ich — es war eine schreckliche Nacht. Die Prinzessin sieht in ihr böse Vorzeichen."

Luigi steckte das Briefchen in seinen Waffenrock, setzte den Tschako auf und ging. Festen Schrittes überschritt er die Piazzetta, wo die Menschen inzwischen zusammengelaufen waren und die argen Verwüstungen des nächtlichen Sturmes betrachteten und besprachen. Um den steinernen Roland sah er eine lebhafte Gruppe. Er ging durch die Hauptstraße auf die Wohnung des Obersten zu. Auf dem Wege traf er

einige Kameraden, die ihm wieder freundlich zunickten und dabei den neuen Hauptmann mit einer gewissen heiteren Würde zuerst militärisch grüßten.

Der Oberst empfing ihn ungeduldig.

Luigi meldete sich als Hauptmann. Der Oberst unterdrückte eine Frage.

„Leben Sie wohl, Herr Oberst!" sagte Luigi. „Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir die Wahrheit sagten. Ich werde meinen Hauptmannsrang nicht lange führen."

Der Oberst ergriff seine beiden Hände.

„Luigi," sagte er weich. „Ich wollte kein Unglück anrichten."

Luigi schüttelte traurig den Kopf.

„Luigi," fuhr der Oberst dringender fort. „Ich will diese Schuld nicht auf

meiner Seele haben. Es riecht nach Krieg. Sie werden eine ehrenvolle Gelegenheit finden."

„Krieg gegen Savoyen?" sagte Luigi leise. „Ja, wenn ich drüben stehen könnte!"

Der Oberst machte zwei Schritt zurück.

„Ich will das nicht gehört haben, Herr Hauptmann. Ich müßte Sie sonst . . ."

„Was denn, Herr Oberst? Mich in den Tod schicken vielleicht?"

Der Oberst nickte kurz mit dem Kopfe. Luigi war entlassen.

Er hatte noch zwei dienstliche Meldungen, dann ging er auf's Schloß, nach Vorschrift seinen Dank abzustatten. Er wurde vom Adjutanten empfangen.

„Na, sehen Sie, lieber Luigi! Es ist gut. Ich werde über Sie Bericht erstatten, und ich

weiß, man wird Ihre Meldung gnädig aufnehmen. Auf Wiedersehen!"

Luigi kehrte durch den fegenden Sturmwind nach Hause zurück, um seinen Revolver zu laden. Es ging ihm durch den Kopf, daß er in seiner neuen Uniform nicht mehr verdächtig war und vielleicht heute bis zu Mathilden dringen konnte. Dann tötete er sie und sich, wenn er nicht im letzten Augenblick in Raserei verfiel und auch noch die übrigen vier Kugeln brauchte.

Auf der Piazzetta hatten sich über tausend Menschen angesammelt. Niemand wagte sich in die Nähe der Häuser, von deren Dächern immer noch hie und da ein Stein niederflog. Die erregten Männer und Weiber bewegten sich schreiend und gestikulirend um den alten Roland herum und wiesen mit Augen und Fin-

gern auf den steinernen Riesen. Luigi eilte auf sein Zimmer. Er hatte den Grafen am Fenster erblickt.

„Weißt du das Neueste?“ rief ihm der Graf entgegen.

„Ja,“ erwiderte Luigi, „daß ich die Beförderung angenommen habe und in einer Stunde tot sein muß.“

Der Graf nötigte ihn erst zum Niedersitzen und fragte, ob Luigi die Zeitung immer noch nicht gelesen hätte. Und jetzt erst erfuhr der Hauptmann, was ihm seit dem Erwachen undeutlich durch die Ohren geschwirrt war, daß das Haus Savoyen gegen Oesterreich rüstete. Der Graf zog Briefe aus der Tasche und las sie dem Freunde vor. Es waren geheime Mitteilungen seiner Turiner Freunde, und patrio-

tische Ergüsse von Verschwörern in Mailand, welche in poetischen Ausdrücken die Erhebung aller geknechteten Städte für die Einheit Italiens verlangten.

Luigi schüttelte traurig den Kopf, während er den Revolver aus seinem Schreibtisch zog.

„Ich glaube an keine Wunder mehr. Du hast es gestern selbst gesagt. Wie der steinerne Riese, so unveränderlich steht die Macht drüben im Palazzino und im Schlosse. Seit dreihundert Jahren hofft Italien vergebens. Jeder dieser kleinen Tyrannen ist so ein fester, steinerner Klotz. Entehrt bin ich schon, ich will nicht auch noch lächerlich werden. Ja, wenn ich mein Duell in einem Krieg ausfechten könnte! Aber es kommt nicht zum Kriege, unsere kleinen

Fürsten sind so unbeweglich wie der steinerne Roland auf der Piazzetta."

Der Graf lachte auf.

„So unbeweglich wie der Orlando!" rief er. „Bist du denn blind und taub? Orlando bewegt sich. Blick' hin, wenn du scharfe Augen hast, und wenn nicht, so spitze die Ohren!"

Die Freunde traten an's Fenster. Die Menschenmenge war im Wachsen und sprach durcheinander. Es war nichts weiter zu verstehen, als daß ein Wunder geschehen sei! Ein Wunder! Ein Wunder! Und als Luigi scharf hinblickte, da durchzuckte es ihn selber. Ganz sichtbar hatte die große Bildsäule sich auf ihrem Postament um einige Zoll gedreht. Der Riese blickte am Palazzino vorüber nach Norden, und

es schien wirklich, als schwanke er unter den Stößen des Nordsturms auf seiner Basis.

„Ein Wunder!" wiederholte Luigi auf's Tiefste ergriffen.

„Desto besser," sagte der Graf, „wenn das Volk an ein Wunder glaubt und eine große Umwälzung erwartet. Dann wird sie sich um so leichter vollziehen. Ich für meinen Teil habe einen Kardinal zum Onkel, ich bin nicht wundergläubig. Die Basis dieses alten steinernen Herrn mag durch den Regen der Jahrhunderte ein wenig unterwaschen worden sein, und da behandelt ihn nun die Tramontana wie eine schwere Wetterfahne. Unser gutes Volk aber glaubt, der Himmel habe sich für den König von Sardinien erklärt. Wie du weißt, sucht er Freiwillige unter den unzufriedenen

13*

Patrioten. Ich bin so ein Malkontenter und ich glaube, lieber Luigi, du gehörst nicht zu den Zufriedensten. Lade immerhin deinen Revolver, aber wie wäre es, wenn wir nach Turin aufbrächen?"

Leidenschaftlich blitzte es in Luigi's Augen auf. Das war mehr als Rettung, das war ein neuer Lebensinhalt! Noch zögerte er.

„Wir sind Offiziere . . ."

„In Turin finden wir den Degen Italiens. Wir gehen nicht zum Hause Savoyen über. Bah, mein Haus ist eben so alt. Wir gehen mit Savoyen zu Italien über. Ist Italien erst fertig, dann machen wir dem Hause Savoyen unsere Rechnung . . . Man hat auch seine kleinen Verbindungen. Mathilde reist nicht ab und wird nicht mehr bewacht. Dein Freund

Carlo Fernando hat den Palazzino vor einer Stunde verlassen, allein. Nach Wien, da soll er die Weltgeschichte aufhalten. Aber er kommt zu spät. Italia farà da se! Morgen werden wir dabei sein. Um sechs Uhr Abends reise ich ab. Fünf Stunden weit in meinem eigenen Wagen. Im Palazzino geht alles drunter und drüber. Hol' dir deine Braut. In meinem Wagen ist Platz für euch."

* * *

Noch vor dem Ausbruch des Krieges wurden Luigi und Mathilde Mann und Frau. Sie wurden zu Turin in der Kirche Granmadre di dio getraut.

Mit abergläubischer Angst sah Mathilde

den Geliebten zum Kriege abziehen. Nicht umsonst hatte die Obristin in aufgeregten Briefen ihr alle Schuld gegeben und mit dem Fluche der Kirche gedroht. Mathilde wurde die Vorstellung nicht los, Luigi werde durch eine Kugel getötet werden, genau an der Schläfe, wo der Stiefel des Prinzen die Photographie eingerissen hatte. Aber Luigi kam heil aus der Schlacht von Magenta, und bei Solferino wurde er nur leicht verwundet, am linken Arm durch einen Streifschuß.

Als Oberlieutenant war Luigi in das Heer Sardiniens eingetreten. Nach dem Friedensschluß war er Major. Die kleinen Tyrannen Italiens waren hinweggefegt. Prinz Carlo Fernando und seine Gemahlin lebten in Tyrol; sie gehörten zum Hofstaate des Exkönigs.

Dorthin schickt Luigi im Herbste seine Herausforderung zum Zweikampf. Er wurde keiner Antwort gewürdigt.

Sieben Jahre dauerte die Ehe. Luigi sich selber getreu, Mathilde frei und gehorsam. Sie waren glücklich und heiter. Im Jahre 1866, in der unglücklichen Schlacht von Custozza, fiel Luigi; eine österreichische Kugel hatte ihn in's Herz getroffen.

Mathilde blieb mit zwei kleinen Knaben zurück. Nicht für immer verlor sie ihre Heiterkeit. Sie hätte ihren Kindern den Grafen L... zum zweiten Vater geben können, der Minister geworden war und im schönen Florenz lebte. Traurig lächelnd lehnte sie ab. Sie blieb in Turin.

Luigi's Mutter trennte sich nicht von ihrer Heimat. Sie vergötterte jetzt den Rè Galantuomo, Vittore Emanuele, den König von Italien. Er hatte der Mutter des tapferen Luigi von Z . . . ein kleines Gnadengehalt ausgesetzt. In ihrer niedlichen Wohnung hing nun dem Bilde des Gatten das des Sohnes gegenüber; über beiden Rahmen waren umflorte Lorbeerkränze angebracht. Die Obristin von Z . . . ging immer schwarz gekleidet; es machte übrigens schlanker.

(März—April 1891.)

6/02